

# HEFT

für literatur, stadt und alltag



ER MIT GAZELLE ZAGT  
Und weiß ja ein Palindrom ist, gleich noch mal  
TGAZ ELLEZAG TIM REGEN NIE. Gar keine Frage, rein sprachlich  
en. Inhaltlich gibt der Satz weniger her: Eine sehr allgemein gehaltene These wird  
Beleg oder Begründung für den behaupteten Verhalt fehlt, welche Rolle das Tier für die Unverzagtheit  
für klingt eine ordentliche Portion Machismo durch. Außerdem sagt man nicht »Neger«. Da sind sich sel  
uten reden wollen, die man nicht »Neger« nennt, redlich um Ausdrücke, die jeden, der jemanden  
n, das ist kein Rassist. Die Resultate dieser Bemühungen sind hinlänglich bekannt: Die P  
tleman. Gerne wird dabei übersehen, daß Leute, die man nicht »Neger« nennt, gar  
farbig, und daß viele der vermeintlichen afro-amerikanischen Gentlemen zu  
ner sehen nicht im Entferntesten aus wie die Leute, die man nicht »Neger«  
umkeit auf die angemessene Bezeichnung für eine ihm anschein  
en. Und wer sich so ins Zeug legt, wird es gar nicht gerne  
bedlich aus, haben unterschiedliche Nasen, Haut  
manche Menschen zu ANDEREN zu  
b niemanden einer Kategorie  
ZEIN NEGER AU



**NATUR**  
*genießen*

Wir bieten individuelle Menüs und Buffets aus Produkten natürlicher Herstellung.

- ernährungsbewußt
- mediterran
- ayurvedisch

norman mörstedt  
Jaraczewskyst. 8 - 99096 Erfurt - Tel.: 01 62 / 3 11 48 11

**MietWohnungsZentrale**

...mehr als nur vier Wände.



**MWZ**

Andreasstr. 41  
99084 Erfurt

**Tel. 0361 / 2 11 43 81**  
**Fax 0361 / 2 11 43 82**

**HENNER**  
RISTRO - CAFÉ - CATERING  
**SANDWICHES**



Montag - Freitag 09.00 - 20.00 Uhr Samstag 09.00 - 17.00 Uhr  
99084 Erfurt Weitergasse 8 www.henner-sandwiches.de

## Hier gibt's die Vergriffenen!

Unter [www.kulturrausch.net](http://www.kulturrausch.net) könnt ihr die bisherigen hEft-Hefte herunterladen.



### Die rote Ausgabe (April 2005)

Mit Beiträgen von: Alexander Platz, André Kudernatsch, Annemarie Frey, Daniel Tanner, Franziska Wilhelm, Jana Rabisch, Jens Keßler, Jonas M. Wetzel, Katja Ellguth, Paulina Schulz, Peter Schuck, Rita Herwig, Ralf Rudolffy, Stefan Werner, Sven Gatter, Till Bender, Ulf Salzmann



### Die gelbe Ausgabe (Juli 2005)

Mit Beiträgen von: Alexander Platz, André Kudernatsch, Clara Ehrenwerth, Christoph Steier, Die Güte Üte, Daniel Tanner, Jana Rabisch, Katja Ellguth, Lena Hammerschmidt, Lula Wolf, Maik Lippert, Paolo Fusi, Paulina Schulz, Ralf Rudolffy, Sebastian Offenbecher, Stefan Werner, Sven Gatter, Till Bender, Ulf Salzmann



### Die blaue Ausgabe (Oktober 2005)

Mit Beiträgen von: Alexander Platz, André Kudernatsch, Annemarie Frey, Clara Ehrenwerth, Christoph Steier, Die Güte Üte, Daniel Tanner, Jana Rabisch, Jaromir Konecny, Kerstin Wöllke, Maik Lippert, Paolo Fusi, Paulina Schulz, Ralf Rudolffy, Stefan Schütz, Stefan Werner, Sven Gatter, Till Bender, Ulf Salzmann

**IMPRESSUM:** hEft für literatur, stadt & alltag, Nr. 04/2005 (1. Jg.), Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn, Auflage: 1.000 Stück, kostenlos

Herausgeber: Kulturrausch Erfurt  
Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 0361-2115966, E-Mail: [hEft@kulturrausch.net](mailto:hEft@kulturrausch.net), Netz: [www.kulturrausch.net](http://www.kulturrausch.net)  
Bankverbindung Kulturrausch e.V. (hEft): Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 001

Redaktion: Thomas Putz (verantw.), Annemarie Frey, Alexander Platz  
Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Andreas Bauer, Sven Gatter, Paolo Fusi, Claudia Apel, Ralf Rudolffy, Poul Weygel, Stefan Werner, Steffen Ritter  
Satz/Layout: Annemarie Frey, Sven Gatter, Daniel Tanner  
Deckblatt: Andreas Bauer  
Druck: Fehldruck Erfurt, [www.fehldruck.de](http://www.fehldruck.de)

Abo: Normal-Abo 10 Euro/Förder-Abo 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert.

Texte sind willkommen (max. drei Schreibmaschinenseiten), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autorinnen und Autoren.

Die in der Zeitung vertretenen Meinungen spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Die Seiten 4 bis 7 und 28 bis 30 dieser Ausgabe haben satirischen Inhalt.

Die nächste Ausgabe erscheint am 31. März; Redaktions- und Anzeigenschluß: 05. März 2006.



Das Projekt »hEft« wird gefördert durch den Fonds neue Länder der Kulturstiftung des Bundes.

Guten Tag, liebe Leserinnen und Leser!

Völlig unerwartet neigt sich das Jahr dem Ende zu, und wie zufällig haltet ihr nun die vierte Ausgabe des hEft(es) in den Händen. Rot, gelb, blau und nun ... schwarz-weiß!

Auch wenn Jahresrückblicke unüblich sind, wir schauen noch einmal auf die großen Ereignisse, die uns und diese Stadt, im nun fast vergangenen Jahr bewegten: Gerne erinnern wir uns da an Briefklammern, Überholmanöver auf dem Seitenstreifen, Null Nega, Rote Vögel und Rote Fäden. Dann natürlich an Begierden, Drei Ungerade, Faust 23 und das Leckermäulchen-Vanille. Unvergesslich auch das neue Ich, das Tal der Königin, der Rundenläufer, Frau Bolte und Herr Lämpel ... All das ist jedoch Geschichte, und das, was uns aktuell bewegt findet ihr rechts ...

Noch unüblicher als Jahresrückblicke ist es, sich am Jahresende zu bedanken. Wir tun es trotzdem! Und so bedanken wir uns artig und zuallererst bei unseren Leserinnen und Lesern. Dann natürlich bei den Autor/innen, die sicher nicht nur uns so manche dröge Stunde in der Kneipe, im Zug, unter Freunden oder auf dem stillen Örtchen erträglich gemacht haben. Dann bedanken wir uns bei allen Förderern und Sponsoren. Allen voran bei der Kulturstiftung des Bundes, die uns in finanzieller Hinsicht ein recht entspanntes Jahr bescherte und somit eine konstante Entwicklung ermöglichte. Schließlich möchten wir uns noch bei uns selbst bedanken.

Auch auf die Gefahr hin, daß uns jetzt alle für völlig verrückt und durchgedreht erklären: Wir wünschen allen Leserinnen und Lesern erholsame Tage und ein fröhliches Jahr 2006!

*Die Redaktion*

## ERFURT

- 04 ANGER SÜD-WEST: hEft testet neues Casino
- 06 ANGER SÜD-WEST: Gegendarstellungen
- 07 DOMPLATZREPORT: Randalie auf dem Domplatz
- 08 ANGER SÜD-WEST: Topf & Söhne Ausstellung
- 10 ANGER SÜD-WEST: MigrantInnen in Erfurt
- 11 ANGER SÜD-WEST: »Lebens(t)räume« im Rückblick
- 14 PORTRAIT: Franziska Wilhelm
- 15 REZENSIONEN: Neues RWE-Buch und Anger-77-Platte
- 16 DIE REDAKTION EMPFIEHLT
- 18 EL EGOISTE: Schneegestöber
- 19 TODESFEDER: Im Land von Benjamin Brätel & Bibi Bratwurst
- 22 KULTUR & POLITIK: Doppelbelastung und dreckige Socken
- 24 KULTUR & POLITIK: Roman Pastuschka und Kulturförderung
- 26 KULTUR & POLITIK: Tanz mit Fragezeichen und Portwein
- 28 KULTUR & POLITIK: Neue Jobs beim Ventil e.V.
- 29 KULTUR & POLITIK: Die Güte Üte
- 31 FOTOSTRECKE: »... angekommen« von Thomas Kummerow

## THEMA

- 36 ICH LAG QUER von Lula Wolf
- 37 WIE JAROSLAV, ES WAR DIENSTAG, MAL NICHT IM SCHACH VERLOR von Lena Hammerschmidt
- 39 HÄNDE SIND HÄFEN von Katrin Merten
- 40 DER IN DER DUNKELBLAUEN TURNHOSE von Franziska Wilhelm
- 43 NACHTS IM BÖSEN WOLF von Ralf Rudolffy
- 45 IM REGEN von TILL BENDER
- 47 **AUTOR/INNENVERZEICHNIS**

hEft bekommt ihr an folgenden Orten in Erfurt: Stadtgarten, café togo, Steinhaus/Engelsburg, Henner Sandwiches, Antiquariat am Domplatz, Mietwohntentrale, Buchhandlung Peterknecht, Kaffee Hilgenfeld, Tiko, Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Tintenherz. Oder im Netz unter: [www.kulturtausch.net](http://www.kulturtausch.net)

Bewegung?



Gibt's bei uns.



[www.diepedale.de](http://www.diepedale.de)

Fahrräder  
Teile  
Zubehör  
Service

Pergamentorgasse 27/28, 99084 Erfurt, Tel. 0361.6 42 18 74

Anzeige Fehldruck



Überzeugte in Design, Funktionalität und Diskretion: Der Casino-Kassenautomat



Innovativ und pädagogisch wertvoll: Der Casino-Kindersitz, der unseren Kleinsten schon früh die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglicht



Praktisch und sicher: Auch für Randgruppen, wie Autofahrer und Zuhälter ist mit dem Lucky-Drive-In bestens gesorgt

# Wege aus der Misere

hEFtest hat die Spielbank besucht und getestet und lüftet damit einen der letzten großen Mythen der Stadt.

**A**b dieser Ausgabe testet unser Bürgerinnen- und Bürgermagazin *hEFt* in loser Folge neueste regionale Einrichtungen und Produkte auf dem Gebiet der kulturellen Produktion und Zerstreuung. In einer Stadt, deren vielfältige kulturelle Angebote das Fassungsvermögen einiger städtischer Beigeordneter bei weitem übersteigt, scheint dies nicht nur sinnvoll, sondern auch notwendig, um die Unübersichtlichkeit lindern und den allgemeinen Verfall aufzuhalten.

Im ersten Test widmen wir uns dem Erfurter Spielcasino am Brühl, das ja in letzter Zeit in Verbindung mit den 33.000 Euro, die das Land seit Mitte 2004 monatlich an Miete für das leerstehende Objekt zahlte, kräftig Schlagzeilen machte. Der Investor Reinhard Baumhögger sitzt nun folgerichtig auch wegen Verdachts auf Veruntreuung in U-Haft, und nun soll das Casino doch tatsächlich noch im alten Jahr eröffnet werden. Der neue Betreiber will laut TA (21.11.05) sechs Millionen Euro investieren und 21 Arbeitsplätze schaffen. Der Freistaat rechnet mit 600.000 Euro Einnahmen jährlich.

Da solche selbstlosen Diener des Gemeinwesens gehörig gewürdigt gehören, haben wir im *hEFtest* das Spielcasino unter die Lupe genommen und uns in den nagelneuen Räumlichkeiten einmal umgesehen. Denn eines schien klar: alle reden über das Casino, aber kaum jemand hat es je von innen gesehen. Ein zukünftiger Mitarbeiter begleitete uns auf dem Rundgang.

Beim Eintritt ins Casino, fiel uns zunächst auf, daß es in seiner schlichten Zweckmäßigkeit tatsächlich einer Tiefgarage nicht unähnlich ist. Statt eines Tresens mit einem dezent-diskreten Kassierer, bei dem man seinen Glücks-

spieleinsatz in Chips eintauschen kann, steht hier nur ein moderner Kassenautomat, der nicht nur im Design überzeugte. Auch seine umfassende Funktionalität (u.a. Sprach- und Währungsauswahl, Verweildauer) und kinderleichte Bedienung ermöglichen auch Tourist/innen aus dem Ausland und bildungsfernen Schichten die Teilhabe am Spielbetrieb. Und: schon hier fällt auf, wie schonend Personal eingesetzt wird. In sensiblen Bereichen, wie der Kasse, setzt der Betreiber konsequent auf die Korrektheit und Diskretion von Automaten.

Im großen Casinosaal angekommen, bestach dieser durch leidenschaftliche Schlichtheit und Tristesse: Die Lampen empfingen uns mit einer angenehmen Kühle. Und die energieschonend eingesetzten Leuchten wirkten sogleich sehr beruhigend auf uns. Die sparsam aufgestellten Spieltische standen weit voneinander entfernt (Diskretion!), ihr einfaches Holzdesign erinnert stark an die Entwürfe der klassischen Moderne. Auch der karge Betonfußboden stellt einen gelungenen Gegenentwurf zu den plüschigen und samtigen Casinoklischees dar. Also ein überaus einladendes Ambiente für ein kleines Casino-Testspiel.

Auch hier geht die Spielbank neue Wege: Statt eine umfassende Auswahl exklusiver Spielmöglichkeiten anzubieten, setzt der Betreiber konsequent auf die Eigeninitiative und Spontaneität seiner Gäste. Wir haben dabei auf drei klassische Volksspiele (Monopoli, Skat, Poker) zurückgegriffen, die wir selbst mitbringen konnten. Unsere Spielsucht hielt sich dabei allerdings in Grenzen, da auch die Temperatur sich nicht wesentlich von der draußen unterschied. Zudem kannten wir alle Spiele schon. Positiver Effekt: Wir haben keine über-



Fotos: Claudia Apel

Bodenständig und alles im Griff: Bei den Probespielen griffen wir auf bewährte Volksspiele zurück. Nur einmal kam es zum Ausbruch der Emotionen, doch durch die vorbildliche Deeskalation des Casino-Mitarbeiters konnte Schlimmeres verhindert werden.

mäßigen Summen verloren, was uns in Zeiten von Hartz-IV auch als lobenswerter Nebeneffekt erschien.

Nur einmal kam es zu einem kleinen Ausbruch der Emotionen, doch die professionelle Deeskalation unseres zukünftigen Casino-Mitarbeiters verhinderte Schlimmeres. In Punkto Sicherheit genügt das Casino damit also auch höchsten Anforderungen. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß eine Komplettvideoüberwachung des Casinos und der umliegenden Stadtteile eine ungestörte, diskrete Atmosphäre für Spiele und Geschäfte jeder Art ermöglicht.

Positiv überrascht waren wir auch von der Auto- und Kinderfreundlichkeit des Casinos, denn es ist sowohl möglich, mit dem eigenen Wagen bis an den Spieltisch heranzufahren (»LuckyDrive-In«), als auch einen speziellen Kinder-

sitz am Tisch zu installieren, um die Kleinen schon frühzeitig auf die Risiken, aber auch die Chancen, die unsere Gesellschaft bietet, aufmerksam zu machen. Auch hier geht die Spielbank über das rein Unternehmerische hinaus und nimmt ihre soziale Verantwortung wahr.

Um die Lohnnebenkosten zu senken, den Mittelstand und die Motivation eine Arbeit anzunehmen, zu stärken, damit es in Deutschland wieder aufwärts geht, stellt der Betreiber alle Mitarbeiter/innen monatlich befristet für einen Pauschalbetrag unter dem Alg-II-Niveau ein. Eine vernünftige Lösung in diesen unsicheren Zeiten, finden wir.

Fazit: Die Erfurter Spielbank ist eine qualitativ hochwertige Kultureinrichtung, in der auch Randgruppen (Erwerbstätige, Kinder) der Zugang nicht

verwehrt wird. Das Konzept nimmt moderne Trends unserer Gesellschaft (Globalisierung, Arbeitsunwilligkeit) auf und kommt seiner sozialen Verantwortung nach (Videoüberwachung, Diskretion). Im Design setzt es neue Maßstäbe an Schlichtheit (Beton) und Übersichtlichkeit (klare Strukturen). Testurteil: Knorke!

Empfehlung: Sollte die Erfurter Bevölkerung das experimentelle Casinokonzept nicht annehmen, ist eine schnelle und ressourcenschonende Umnutzung des Objektes möglich. Zwei Möglichkeiten halten wir für sinnvoll: 1) Tiefgarage oder 2) Tiefgarage. Bis dahin aber bietet das Casino neue und unkonventionelle Wege aus der Misere der ewigen Geldausgeberei.

Das hEFtest-Team



**G-stalterei** Waren Sie nicht schon im letzten hEFT?

Erfurt · Rosengasse 1  
0160 96646026  
Sömmerda · Stadtring 31  
03634/317359  
www.g-stalterei.de

Illustrationen · layouts · grafikdesign · firmensignets · messebau

**Tintenherz**  
KINDERBÜCHER UND SPIELE  
KRÄMERBRÜCKE 29 99084 ERFURT  
TELEFON 0361 / 346 77 53 TELEFAX 0361 / 346 77 52  
buchhandlungtintenherz@arcor.de

Anzeigen

## GEGENDARSTELLUNGEN

### Rekreation Althaus

Wie der thüringische Verband der Schweineverarbeitenden Industrie mitteilte, handele es sich bei unserem geliebten Landesfürsten Dieter Althaus auf gar keinen Fall um die mißglückte Rekreation einer nordwestthüringischen Schweinsleberwurst. Dies, so der Pressesprecher des Verbands, sei eine Beleidigung für jedes Schwein. Derartige Gerüchte tauchten auf, nachdem der Ministerpräsident dem umstrittenen Münchner Mikrobiologen Siegfried Scherer ein Podium bei dem im Januar geplanten Erfurter Dialog in der Staatskanzlei bieten wollte. Dabei hätte dieser seine umstrittenen Ansichten über die Evolution und den Schöpfungsakt ausbreiten können (Kreationismus).

Die thüringische Staatsregierung dementierte hingegen ihrerseits nicht, daß dem Kabinett bereits eine Gesetzesvorlage des Ministerpräsidenten vorläge, wonach eine komplette Überschreibung aller Immobilien und allen sonstigen Eigentums katholischer, evangelischer, als auch aller anderen Sekten auf die berühmt-berüchtigte Spaghetti-Kirche des amerikanischen Religionsphysikers Bobby Henderson erfolgen solle.

Daß es sich bei Herrn Althaus um einen kreierte Wurmfortsatz des

Spaghetti-Monsters handelt, wurde ebenfalls nicht dementiert. Allerdings hat das auch noch niemand behauptet.

### Es grünt zu grün

Der Verein »Nichts Grünes in die Politik!« dementiert vehement die ungeordneten Anschuldigungen, die uns von unterschiedlichsten Seiten in den letzten Tagen zugetragen wurden. Unser Slogan »Pflanzenverbot im politischen Geschehen« steht niemals im Widerspruch mit unserem ökologischen Bewußtsein. Im Gegenteil: Unsere Aktivität strebt auf eine unmittelbare Verbesserung des Planeten durch die Abschaffung des »Grünen« in der Politik, denn gerade das war in der Geschichte der letzten 20 Jahre ständig ein Zeichen dafür, daß die Führung der Welt in die Hand von Korrupten, Unfähigen, Idioten, Raubgierigen oder allem zusammen war. Niemand kann überzeugend glaubhaft machen, daß Grünitäten wie Helmut Kohl, George Bush und Condoleezza Reis dem gesamten Planeten keine erheblichen Schäden zugefügt haben.

Die Gefahr ist lange nicht ausgestanden. Marcello Pera (auf Deutsch: Birne) droht, nach Berlusconi in dessen Namen Italien zu regieren. In Tschetschenien ließen die Russen bei den Betrugswahlen im November ein Valery Kokosnutskij gewinnen – der sich rühmt, ein hervorragender Massenfolterer zu sein. Damit ist nicht gemeint,

daß Fleischfresser wie Sepp Fischer, Angela Metzger, Robert Koch, Lothar Spieß und Otto Graf Lammsdorf besser seien. Wen wollen wir dann in der Politik? Mmmh ... Wie wäre es mit Menschen?

### hEft-Unterwanderung

Gegen die nach der letzten hEft-Ausgabe an uns herangetragene Vermutung, die Redaktion sei sehr stark von PDS-Mitgliedern und Sympathisant/innen durchdrungen, möchten wir in aller gebotenen Offenheit und Ehrlichkeit folgendes klarstellen: Ja, die Redaktion ist mit bis zu 100 Prozent PDS-Sympathisant/innen durchsetzt. Alle sind nicht nur Sympathisant/innen, sondern gleichzeitig auch Mitglieder in der Partei – und das seit 40 Jahren (z.T. auch schon länger).

Die Redaktion ist deshalb selbstredend der Parteidoktrin verpflichtet, nach welcher der demokratischen Sozialismus bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung des Kapitalismus (gezähmt), der Warenwirtschaft (gerecht), des Geldkreislaufes (gerecht) und der Lohnarbeit (für alle) durchzusetzen sei. Dafür kämpfen wir mit Inbrunst und Leidenschaft. Um diese Ziele zu erreichen, müssen wir uns jedoch zuvorderst um gute Kontakte zur Industrie und Wirtschaft sowie um unsere private Altersversorgung kümmern. Wir hoffen, das kann jeder verstehen.

grafikdesign  
 illustration  
 malerei  
 öffentlichkeitsarbeit  
 promotion



art&design

Andreas Bauer, Melanchthonstraße 27, 99084 Erfurt, 0361-6005680

kleinforma-t-kalender 2006



Im kleinforma-t durchs nächste Jahr!

Größe: 16 x 18 cm, Spiralbindung mit Aufhänger, limitierte Auflage, handnummeriert, Preis: 12,80 EUR

Erhältlich auf der Krämerbrücke 25 oder bestellbar unter:  
[www.kleinforma-t.info](http://www.kleinforma-t.info)

Anzeigen

# Kevin ist außer Atem Oder: Randalie auf dem Domplatz

Wer kann da noch sagen, es gäbe in Erfurt zu wenig kulturelle Angebote?

Kevin ist außer Atem: »Ich bin direkt von der Ulan-Bator-Straße hergerannt. Wie ich es hasse ... warum müssen diese Scheißintellektuellen immer das Internet benutzen, um sich zum Prügeln zu verabreden? Das ist Diskriminierung! Muß man jetzt etwa schon lesen und schreiben können, um Leuten auf die Fresse zu haun?«

Hier am Domplatz und in der Andreasstraße ist der lustige Teil der städtischen Veranstaltung »Hopp, laß uns mal wie Frankreich sein!« gerade abgeflaut. »Rivalisierende Jugendbanden«, beladen mit Alcopops und weinhaltigen Getränken, die sich an diesem Freitag vor den großen Kirchen den Krieg erklärt hatten, haben sich bereits zersplittert. Einige lassen sich fröhlich johlend von der verdutzten Polizei durch die Gassen des Zentrums verfolgen, andere Mutigere leisten sich einen letzten verzweifelten Straßenkampf (nun, für Erfurter Verhältnisse natürlich) vorm »Ficken Am Mittwoch«. Wieder andere hängen entgeistert irgendwo herum, da der Riesen-Rausch schon ziemlich schnell vorbei war. Justin weiß konkret warum: »Wie kann es sein, daß die Stadt solche Veranstaltungen organisiert, und es dabei weder Bier noch Wurst gibt?«

Dabei hatte alles so gut angefangen: Über 100 Randalehungrige zentral versammelt, Mülltonnen, die nur auf sie zu warten schienen und Fußgänger, die darauf warten, endlich angemotzt zu werden, bevor es mit dem Fressevollkriegen losgeht. Nur wenige sind Ausländer, was aber dem Weltbild des Bürgertums unserer spießigen Stadt guttut. Regina ist begeistert: »Wenn unser

Manfred und sein Freund Karl-Heinz was für die Jugend tun, dann wissen

sie, worauf es ankommt. In der DDR gab es so was nicht. Man mußte sich in eintönigen Kellerdiskos treffen, um Jungendliche beiderlei Geschlechts kennenzulernen.«

Regina hat ihre Tochter Melanie zu den Krawallen hingefahren, denn »man hört so viel Böses über junge Mädchen, die sich allein bei Dunkelheit auf die Straße trauen ...« Sie war schon lange nicht mehr abends am Domplatz. Beim letzten Mal war es wegen Udo Jürgens: »Und es lag mindestens genau so viel Aufregung in der Luft ... ganz doll.« Doch auch sie beschwert sich darüber, daß bei dieser Veranstaltung nicht wirklich an fröhlich beleuchtete Bierbuden gedacht wurde: »Die Drogendealer sind ja nur für so junge Menschen, wir können da nicht so einfach umsteigen.«

Tatsächlich machen die Drogenhändler am heutigen Freitagabend kein gutes Geschäft. Boris aus der Ukraine klappt schnell noch seinen Picknick-Tisch zusammen, denn der Polizeiwagen, neben dem er sich postiert hatte, wird gerade zu wichtigeren Aufgaben emporbefohlen, und somit genießt er plötzlich keinen Schutz mehr: »Es ist eine sozialgefährliche Wendung. Wenn junge ausländische Gastarbeiter der deutschen Jugend beibringen, daß man sich in Rausch versetzen kann, ohne dabei zu trinken, zu schlucken oder in sich hineinzu-spritzen, dann stehen wir da wie versteinert und können uns nur entsetzt fragen, wohin es mit der Gesellschaft geht, woran all die alten Werte gestorben sind ...« Die Ernüchterung ist groß: »Inzwischen verkaufe ich besser vor den



Grafik: Matthias Hohmann

Studentenheimen in Nordhausen, oder vor der Disko in Bad Langensalza als in Erfurt. Wo soll das hinführen?«

Einige Fotografen der TA und ein kompetentes Team von Erfurt TV schauen perplex zu. Warum nehmt ihr denn keine Bilder von der Schlacht auf? »Na, es gab doch keine Pressekonferenz, woher sollen wir also irgendetwas wissen?« sagt der eine. »War Ruge dabei?« fragt der andere nervös: »Hoffen wir mal nicht, denn wir müssen immer filmen, wenn Manfred dabei ist, und der ist ja immer und überall ...« Doch der pragmatische TA-Journalist sorgt für Beruhigung: »Solange die Meldung nicht durch die internationalen Ticker gegangen ist, ist hier nichts passiert.«

Susanne sieht empört zu: »So was nennt man kritische Medien!« Ihr krümelt eine Träne über das hübscherfrenere Gesicht. »Das Kapital hat uns alle krank gemacht. Krank!« Sie arbeitet bei Ikea und muß Werbeblätter unter den Demonstranten verteilen, die grausam beschriftet sind: »Zerstören ist gut. Zerstören ist geil. Zerstören ist cool. Wohnst du noch, oder zerschlägst du schon?« Dazu darf sie handgeschnittene dänische Zündhölzer und Tins in den Farben blau-gelb zum gezielten Herumsprühen verteilen.

Eure Domplatz-Reporterin kann doch immerhin etwas Gutes an diesem Abend finden. Weder Bernhard Vogel, Johannes B. Kerner noch Beckmann waren da, um sogleich die Betroffenen zu interviewen ... Dann lieber Ikea als sie. Und am nächsten Freitag vergeßt nicht: Auch ihr seid Erfurt!

Kerstin Köhler



# Das Areal bleibt Zeitzeuge

Areal der Vergegenwärtigung: Weimarer Architekturstudenten erarbeiten Konzepte für die Fabrikbrache der Erfurter Firma »Topf & Söhne«

**D**er eine oder andere wird schon mal auf dem Gelände der Firma »Topf & Söhne« gewesen sein. Die riesige Industriebrache liegt im Osten der Stadt an der Weimarischen Straße zwischen Sorbenweg und Rudolstädter Straße und ist seit dem Konkurs der Nachfolgefirma EMS im Jahr 1996 dem Zerfall preisgegeben.

Wer jetzt fragt, was »Topf & Söhne« sei, der hat die letzten Wochen offensichtlich fernab der Erfurter Öffentlichkeit gelebt. Seit am 23. Oktober die internationale Wanderausstellung »Techniker der »Endlösung« Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz« der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, des Jüdischen Museums Berlin sowie des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau im Stadtmuseum Erfurt eröffnete, ist die Firma und ihre nicht immer feine Vergangenheit in aller Munde. Die Geschichte des Familienbetriebs, der weltweit Mälzerei- und Brauereianlagen vertrieb, könnte eine Erfolgsgeschichte sein, wenn die Firma »Topf & Söhne« von 1939 bis zum Kriegsende nicht eine bedeutende Rol-

le bei dem plan- und massenmäßigen Völkermord der Nationalsozialisten gespielt hätte. »Topf & Söhne« lieferten zum einen Verbrennungsöfen nach Auschwitz und mindestens vier andere Konzentrations- und Vernichtungslager, mindestens 25 Öfen mit insgesamt 76 Muffeln. Zum anderen installierten sie in Auschwitz-Birkenau die Be- und Entlüftungsanlagen für Gaskammern der Krematorien II und III, statteten die Krematorien mit Müllverbrennungsöfen aus und bauten Entwesungsanlagen zur Desinfektion von Kleidung auf.

Eine Tatsache, die für viele Erfurter nur schwer zu verdauen ist, waren es für viele doch bisher immer nur die Weimarer, die vorgaben von allem nichts gewußt zu haben. Durch die Ausstellung im Stadtmuseum steht die Firma »Topf & Söhne« ganz oben auf der Agenda. Und wie die letzten Wochen zeigten, wurden vielfach Befindlichkeiten, vor allem bei ehemaligen Mitarbeitern der Nachfolgefirma EMS (Erfurter Mälzerei- und Speicherbau) geweckt, die so nicht beabsichtigt waren. Doch es geht den Ausstellungsmachern nicht um Verantwort-

ung und Schuld – das sind Dinge, die man nicht erklären kann – vielmehr geht es um Bewußtsein und um einen offenen Umgang.

Der Holocaust hatte neben einer perversen menschlichen, auch eine technische Seite. Diese zu beleuchten, ist ein Ziel der Ausstellung »Techniker der Endlösung«. Was heute interessiert, sind Fragen wie: Wieso ließ sich der Familienbetrieb »Topf & Söhne« auf Kontakte mit der SS ein? Wie offen wurde innerhalb der Firma über die Verbrennungsöfen in den Konzentrationslagern gesprochen? Denn Fakt ist, daß Monteure die Anlagen vor Ort aufbauten, in Betrieb nahmen und warteten. Wie war es möglich, daß technische Ehrgeiz jegliche Fragen nach Ethik und Würde ausblendete? Die Feuerbestattungsaufgaben waren damals wie heute sehr streng und wurden im Zuge der Massenvernichtung mehr als mißachtet. Was geht in einem Menschen wie dem Ingenieur Fritz Sander vor, der im direkten Wettkampf mit seinem Kollegen Kurt Prüfer um die Effizienz der Öfen einen »kontinuierlich arbeitenden Leichenverbrennungsöfen

für den Massenbetrieb« entwickelt und zum Patent anmeldet?

Es ist nicht zu leugnen, daß die Firma »Topf & Söhne« ein bedeutender Geschäftspartner der SS war. Darum ist eine Auseinandersetzung über die Ausstellung »Techniker der Endlösung« hinaus wichtig. Auch hierfür bietet das Stadtmuseum Raum, denn, was die wenigsten wissen, es gibt noch eine Ausstellung in der Ausstellung: »Areal der Vergegenwärtigung.« Sie fragt, was mit dem alten Firmengelände passieren soll. Im Sommersemester dieses Jahres entwickelten Studenten der Bauhaus-Universität Weimar in einem Seminar der Gropius-Professur und der Professur Denkmalpflege Ideen für den Umgang mit dem brachliegenden Areal. Das Ergebnis ist ein für Architekturstudenten eher untypisches, sind die vorgestellten Arbeiten doch mehr Projekte und Aktionen denn Entwürfe.

Der erste Teil »Memorialorte des Holocaust« beleuchtet den Umgang anderer Städte mit den Verbrechen der Nationalsozialisten und setzt den Geschichtsort »Topf & Söhne« damit in einen internationalen Kontext. Es werden nationale Gedenkorte wie beispielsweise das Dokumentationszentrum am Reichsparteitagsgelände Nürnberg oder die Gedenkstätte Buchenwald vorgestellt, aber auch internationale Ort wie Yad Vashem in Jerusalem oder das United States Holocaust Memorial Museum in Washington.

Wichtiger als das sind aber die Entwürfe und Ideen einiger Seminarteil-

nehmer zum Umgang mit der Firmengeschichte und mit dem Firmengelände in Erfurt. Die Vorschläge reichen von kontrolliertem Verfalllassen bis hin zum vollständigen Erhalt. Provokativ: die planerische Umgestaltung des Verwaltungsgebäudes in einen »138-Muffelofen DT-138/TS« oder die Idee des Schornsteins, aus dem permanent rosa-roter Rauch quillt. Lebendig: die Industriebrache als begehbares Gästebuch umzufunktionieren. Holger Beisitzer schlägt eine Plakatkampagne mit Fragen a là: »Ist Schuld eine Frage der Hierarchie?«; »Ist Schuld eine Frage des Geldes?«; Oder auch: »Ist Schuld eine Frage der Umstände?« vor. Micheal Reißig bevorzugt ein Lichtband, das zum Firmengelände hinführt und einen Rundgang vor Ort ermöglicht. Die Idee von Thomas Apel wurde bereits in der Postkartenaktion »brennt alles« in Erfurter und Weimarer Kneipen umgesetzt. Und Stefan Kluths Projektionsidee war am 23. Oktober auf dem Topfgelände in der Glashalle zu sehen, jetzt leider nur noch im Stadtmuseum.

Neben Kommunikationsstrategien gibt es aber auch konkrete Entwürfe. So schlägt Christian Gaus vor, neue Gebäude im Negativ der alten Strukturen zu errichten und nur scheinbar Gras über die Sache wachsen zu lassen. Die Ideen reichen von Jugendherbergen und Wohngebieten bis zu einem Geschichts- und Lernort, oder einem kombinierten Lern- und Archivzentrum im ehemaligen Verwaltungsgebäude und in der Montagehalle.

Genau die stünde aber auf der Abrißliste – wie auch der Rest des Firmengeländes außer dem Verwaltungsgebäude – wenn das Gelände wie geplant an die LEG verkauft würde. Was also mit dem mehrere Hektar großen Areal passiert, ist unklar. Fest steht nur, daß das alte Verwaltungsgebäude erhalten bleiben und die Ausstellung, wenn sie ihre Reise voraussichtlich 2007 beendet hat, dort fest installiert werden soll – wenn bis dahin nicht alles in sich zusammengefallen ist. Von einem Abriß wären auch die Bewohner des »Besetzten Hauses« um die alte Klempnerei betroffen, die seit Beginn der Besetzung im April 2001 daran arbeiten, die Geschichte der Firma »Topf & Söhne« in das Bewußtsein der Erfurter zu rücken und den Zerfall des Areals zu kontrollieren. Zu diesem Zweck haben sie Tafeln an den Gebäuden angebracht, eine Homepage eingerichtet und bieten Führungen an, die als Ergänzung zu einem Besuch in der Kunsthalle zu empfehlen sind. Da kann man sich den Worten der Weimarer Ausstellungsmacher nur anschließen und hoffen: »Das Areal bleibt Zeitzeuge.«

Inga Hettstedt

► Weiterführende Infos:

[www.topfundsoehne.de](http://www.topfundsoehne.de) (Seite Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau Dora), [www.topf-holocaust.de](http://www.topf-holocaust.de) (Seite DGB Bildungswerk Thüringen), [www.topf.squat.net](http://www.topf.squat.net) (Seite des besetzten Hauses). Die Ausstellung ist täglich außer montags von 10 bis 18 Uhr im Stadtmuseum in der Johannesstraße geöffnet.



Örtstermin auf dem ehemaligen Gelände von »Topf & Söhne« an der Weimarischen Straße und studentische Ideen für den Umgang mit dem brachliegenden Areal

# Im Verborgenen

Zur Lebens- und Arbeitssituation der in Erfurt lebenden Ausländerinnen und Ausländer

**M**onat für Monat veröffentlicht die Agentur für Arbeit die aktuellen Arbeitslosenstatistiken. Demnach waren im November 2005 in Thüringen 186.140 Menschen arbeitslos gemeldet, das entspricht einer Quote von 15,2 Prozent. Doch während diese Zahlen pünktlich zum Monatsanfang in allen Zeitungen verkündet werden, erfährt man über die Arbeitslosenquote unter den rund 48.000 Menschen in Thüringen, die keinen deutschen Paß besitzen, selten etwas. Dabei ist sie erschreckend hoch. Im November betrug sie 41,3 Prozent. Wie sieht die Lebens- und Arbeitssituation der 5.646 in Erfurt gemeldeten Ausländerinnen und Ausländer in Erfurt aus? Eine Annäherung in vier Portraits.\*

Mitternacht ist längst vorbei, als Feysel seinen Döner-Imbiß zuschließt. Ein langer Arbeitstag liegt hinter ihm, doch gerade das Wochenendgeschäft ist wichtig. Diskobesucher und Kinogängerinnen, aber auch Taxifahrer und Polizistinnen wollen ihren Hunger auch noch spät abends stillen. Feysel muß sich danach richten, denn er ist sein eigener Chef. Das heißt konkret: keine geregelten Arbeitszeiten, kaum Pausen, viel Streß. Feysel stammt aus Kurdistan und kam 1992 aus Offenbach nach Erfurt, weil er hoffte, sich in Ostdeutschland eine eigene Existenz aufbauen zu können. Das ist ihm gelungen, auch wenn der Start nicht einfach war. Mittlerweile ist Feysel sogar Arbeitgeber. In seinem kleinen Laden arbeiten weitere drei Personen. Er ist froh, nach Erfurt gekommen zu sein. Auf den Laden eines Bekannten in Eisenach wurde von Neonazis ein Sprengstoffanschlag verübt, auch ein türkischer Imbiß in Neudietendorf war

\* Die hier beschriebenen Personen sind jeweils Gruppenportraits mehrerer Personen.

wiederholt Ziel neonazistischer Attacken. Feysel ist zufrieden, auch wenn die Arbeit anstrengend ist und er schon seit einigen Jahren keinen Urlaub mehr machen konnte. In den letzten zwei Jahren ist das Geschäft härter geworden. Mehr Imbisse und weniger Geld in den Taschen der Kunden. Große Pläne für eine Zukunft in Erfurt kann Feysel nicht schmieden.

Olga kam vor zwei Jahren mit Ihrer Familie aus der Ukraine nach Erfurt. Zunächst waren sie alle für 18 Monate in einem Wohnheim untergebracht, mittlerweile leben sie aber in einer eigenen kleinen Wohnung. Dennoch hat Olga im Alltag noch immer wenig Kontakt mit Deutschen. In Olgas altem Paß stand unter Nationalität »Jude«. Seit 1991 haben jüdische Emigranten aus der ehemaligen Sowjetunion die Möglichkeit, nach Deutschland einzureisen. Im Amtsdeutsch heißen sie Kontingentflüchtlinge. Bei ihrer Ankunft werden sie auf die 16 Bundesländer aufgeteilt. Seit 2004 werden sämtliche neu nach Thüringen kommenden Jüdischen Zuwanderer in Erfurt und Jena untergebracht, um einen besseren Anschluß an die jüdische Gemeinde zu gewährleisten. 1989 umfaßte die jüdische Gemeinde in Erfurt nur noch 25 Mitglieder, dank des Zuzugs aus der ehemaligen Sowjetunion sind es heute wieder rund 450. Von der Jüdischen Landesgemeinde erhält Olga nicht nur in religiösen Dingen Unterstützung. Sei es die Wohnungsbeantragung oder die schwierige Suche nach einem Arbeitsplatz, die Beschäftigten der Gemeinde versuchen zu helfen. Dabei arbeitet man mit dem Sozialamt und auch der neugegründeten ARGE zusammen. In der Ukraine arbeitete Olga als Chemikerin, doch schnell mußte sie einsehen, daß ihr Berufsabschluß in Deutschland

weniger wert ist. Trotz der Teilnahme an einem Integrationskurs, die seit dem 1. Januar 2005 nach dem neuen Zuwanderungsgesetz angeboten werden, heißt es bei der Arbeitsplatzsuche immer wieder, ihre Sprachkenntnisse würden nicht ausreichen. Ihrem Schwager, der in Frankfurt am Main lebt, ist es besser ergangen. Er hat dort eine Arbeit gefunden. Olga weiß, daß die Aussichten auf dem Arbeitsmarkt in Westdeutschland besser sind. Ob Sie und ihre Familie in Erfurt bleiben wird, ist ungewiß.

Gilbert floh vor fünf Jahren aus Togo nach Deutschland vor politischer Verfolgung. Menschenrechtsverletzungen waren unter dem dienstältesten Despoten Afrikas, Präsident Gnassingbé Eyadéma, an der Tagesordnung, Gilberts Cousin verschwand in einem der berüchtigten Gefängnisse von Lomé. Die Ankunft in Thüringen war für Gilbert ein Schock. Untergebracht in einer Gemeinschaftsunterkunft im Wald waren er und die rund 100 Bewohner völlig isoliert und der Bus in die nächste Stadt fuhr nur selten. Die Bedingungen im Heim waren schlecht und die Bevölkerung reagierte feindselig auf sie.

In Erfurt gefällt es Gilbert besser, auch wenn die Plätze neben ihm in der Straßenbahn meist frei bleiben und er öfter beschimpft wird. Er würde gerne arbeiten, doch eine Arbeitsstelle zu finden, ist für ihn als Asylbewerber fast unmöglich. Im ersten Jahr dürfen Asylsuchende überhaupt nicht arbeiten, danach gilt die sogenannte Vorrangprüfung. Zudem kann Gilbert nur in Erfurt nach einer Stelle suchen, denn die Residenzpflicht verbietet ihm während seines Asylverfahrens, die Grenzen der Stadt zu verlassen. Zweimal hatte er bereits eine Arbeitsstelle gefunden, doch bevor die Agentur für Arbeit eine Arbeitsgenehmigung erteilt, muß sie prüfen, ob es nicht einen gleichqualifizierten Deutschen gibt, der diese Stelle wahrnehmen kann. Pech für Gilbert. Was ihm bleibt, ist manchmal als Erntehelfer in einem Gartenbaubetrieb zu arbeiten. Stundenlohn 3,50 Euro. Gilbert weiß nicht, wie es mit ihm in Erfurt weitergehen soll und ob er hierbleiben kann.

Ngoc kam 1988 als Vertragsarbeiterin nach Leipzig und arbeitete dort in einem Großbetrieb. Rund 90.000 Vertragsarbeiterinnen und -arbeiter lebten 1989 in der DDR, davon stammten rund 60.000 aus Vietnam. Was als sozialistische Bruderhilfe deklariert wurde, war knallhartes wirtschaftliches Kalkül. Die DDR nutzte die Vertragsarbeiter, um die Produktion in bestimmten Arbeitsbereichen und Regionen abzusichern. Mit dem Umbruch von 1989 veränderte sich auch Ngocs Leben grundlegend. Die meisten ihrer vietnamesischen Kolleginnen und Kollegen verloren ihren

Job und mußten in ihr Herkunftsland zurückkehren. Ngoc wollte in Deutschland bleiben. Sie fand eine neue Arbeitsstelle, doch ihr Aufenthalt in Deutschland blieb unsicher. Erst 1993 erließ die Bundesregierung eine Bleiberechtsregelung für die ehemaligen Vertragsarbeiter in der DDR: Wer sich selbst versorgen konnte, der erhielt einen unbefristeten Aufenthalt.

Nach Erfurt kam Ngoc 1995 über Bekannte. Sie heiratete und bekam zwei Kinder. Zu DDR-Zeiten wurden Vertragsarbeiterinnen sofort in ihr Herkunftsland abgeschoben, wenn sie schwanger wur-

den. Heute wächst die erste Generation von Kindern hier lebender Vietnamesen heran, die in Deutschland geboren wurden. Arbeit hat Ngoc auch wieder gefunden und zwar in einem kleinen Textilgeschäft. Geholfen hat ihr dabei nicht die Agentur für Arbeit, sondern der Zusammenhalt unter den ehemaligen vietnamesischen Vertragsarbeitern. Dennoch ist Erfurt ihr zu Hause geworden.

Frank Lipschik

# Krampf der Generationen

Lebens(t)räume – Dialog der Generationen. Bis zum 30. Oktober war die Ausstellung in der Erfurter Kunsthalle zu sehen. Eine kritische Nachbetrachtung.



Illustrationen zum Text: Auswahl an Einsendungen aus dem »Buch der Wünsche«, initiiert 2003 durch Manfred O. Ruge. Das Buch bildete den Grundstock der Ausstellung.

**L**ebens(t)räume – Leben, Träume, Räume. Erscheint dieses Wortspiel nicht widersprüchlich? Gibt es heute noch Raum und Zeit zum Träumen? Verpaßt nicht, wer träumt, das Leben? Die Erweiterung des Titels um den Zusatz »Dialog der Generationen« läßt jedenfalls darauf schließen, daß hier der Versuch unternommen werden

sollte, vermeintlich Gegensätzliches zusammenzuführen. Ausgehend von den Ereignissen des 26. April 2002 am Erfurter Gutenberg-Gymnasium sollte die Kunsthalle also zwei Monate lang Raum bieten, einen generationenübergreifenden Dialog über Träume und Lebenswirklichkeiten zu eröffnen.

Bereits am 1. November war in den

Zeitungen zu lesen, daß Oberbürgermeister Ruge »Lebens(t)räume« als ein Projekt bezeichnete, das in Thüringen einmalig gewesen sei und alle Erwartungen weit übertroffen hätte. Ähnlich lautete das Fazit anderer Verantwortlicher. Ulrich Spannaus vom Erfurter »Artus-Atelier«, der Mann, der gemeinsam mit seinem Team die Ausstellung inhaltlich und gestalterisch konzipiert und umgesetzt hatte, läßt keinen Zweifel daran, daß die 13.824 Besucher und Besucherinnen, die gezählt wurden, als voller Erfolg zu werten sind.

Auch Ines Beese von der Kulturdirektion Erfurt, einem maßgeblichen Projektpartner, zieht eine positive Bilanz. Schaut man sich das Gästebuch an, so Beese, sei festzustellen, daß die Ausstellung mit viel Begeisterung aufgenommen wurde. Ob jung, ob alt, ob aus Erfurt, Wolfsburg oder dem Ausland, immer hätte »Lebens(t)räume« berührt, zum Nachdenken angeregt und Freude bereitet. Und wirklich: Egal zu welcher Tageszeit man durch die Ausstellung ging, immer traf man viele weitere Besucherinnen und Besucher. Tatsächlich schienen diese beeindruckt, interessiert und wenn nicht mit anderen Menschen,

dann doch zumindest in einen inneren Dialog vertieft.

Sie bewegten sich zunächst schweigend durch das parterre gelegene Herzstück der Ausstellung, dem Ort des Gedenkens. Vorbei an riesigen Panoramabildern, die trauernde Menschen zeigten, trafen sie auf einfühlsam geführte Interviews mit Schülerinnen und Schülern des Gutenberg-Gymnasiums, bevor es symbolträchtig nach oben ging. Da konnten sie sehen, sich vielleicht auch wundern, wie Jugendliche leben. Multimedial aufbereitet und, wie es eine Journalistin vom Deutschlandradio formulierte, ziemlich plakativ trafen sie dort auf die Darstellung unterschiedlicher Jugendkulturen. Die Rechten, die Linken, die Videospiele. In Vitrinen und an der Wand wurden Drogen und Waffen, Pornohefte, Abzeichen, Zitate, Fotografien und Kurzfilme präsentiert, die den Alltag junger Menschen illustrieren sollten. In einem Pavillon konnten

**Wer etwa nicht der Meinung war, daß der Oberbürgermeister wichtiger als der Hausmeister sei, mußte zwangsläufig in die Irre gehen.**

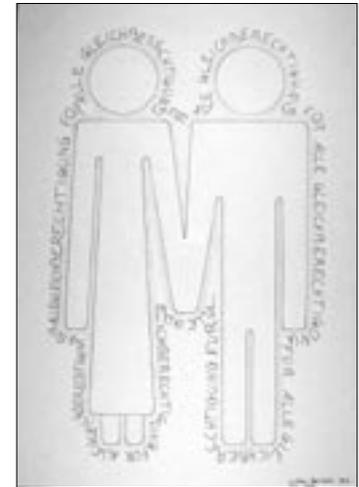
sich die Ausstellungsgäste der virtuellen Welt des Computerspiels »Doom 3« aussetzen. Aktionsreich, vor allem aber gewaltvoll ging es da zu. Noch eine Etage höher entspannte sich die Dramaturgie wieder. Im Zentrum stand der Wunschbaum, es gab Sitzcken zum Plaudern und Verweilen. Hier traf man auf Seniorinnen und Senioren, die sich mit einem Schildchen an Hemd oder Bluse als »Dialogpartner« auswiesen. Sie hatten die Aufgabe, insbesondere jugendliche Besucherinnen und Besucher anzusprechen, sie mit ihrer Lebenserfahrung zu konfrontieren und somit wiederum einen Dialog der Generationen zu entfachen.

Doch spätestens jetzt konnte man sich einiger Fragen nicht mehr erwehren: Wer bestimmte hier eigentlich die Richtung des Dialogs? Setzt diese Art der gedanklichen und sprachlichen Auseinandersetzung nicht zwei gleichberechtigt auftretende »Gesprächsführen-

de« voraus? Unweigerlich mußte man aber das Gefühl bekommen, hier führten, und das im engsten Wortsinne, Erwachsene den Dialog. Zwar mit Jugendlichen, aber eben in erster Linie auch über Jugendliche. Die Dimension dieser Akzentuierung wird dabei erst auf den zweiten Blick klar. Von einem wirklich gleichberechtigten »Gespräch« konnte keine Rede sein.

Greifen wir zwei Beispiele aus der Ausstellung heraus. Wie bereits beschrieben, waren in einem Pavillon auf der ersten Ausstellungsetage Auszüge des Computerspiels »Doom 3« zu sehen. Kritikwürdig ist diese Installation aus verschiedener Hinsicht. Insbesondere aber deshalb, weil dieses Spiel zuvor von der Unterhaltungssoftware Selbstkontrolle (USK) keine Jugendfreigabe bekommen hat. Keine Jugendfreigabe heißt dabei nichts anderes, als daß es nicht für Personen unter 18 Jahren geeignet ist. Zu dieser Einschätzung kamen also nicht der Gesetzgeber oder die Gegner solcher Spiele, sondern die Unterhaltungssoftwareindustrie selbst. Filme mit dieser Altersfreigabe dürfen im öffentlichen Fernsehen erst nach 23 Uhr gesendet werden, in Videotheken nur in separaten Bereichen stehen. In der Ausstellung jedoch standen Kinder im Grundschulalter mit großen Augen vor den Leinwänden. Es ist nicht nur fraglich, ob die Herstellerfirma des Spieles, »id-soft«, Kenntnis darüber hatte, daß ihre Demos innerhalb der Ausstellung einem so jungen Publikum gezeigt werden, es ist letztlich sogar strafrechtlich relevant. Nichts anderes wäre es, Szenen eines Hardcoreporno in der Ausstellung zu präsentieren. Die Games-Convention in Leipzig, eine der größten Spielemessen in Europa, legte mehr Wert auf Altersbegrenzungen und gewährte nur jeweils altersentsprechenden Personen Eintritt in solcherlei Pavillons.

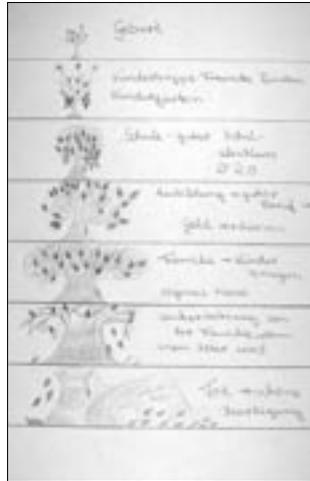
Ignorieren wir aber für einen Augenblick, daß ausgerechnet und einzig, ein gewaltverherrlichendes Computerspiel außerhalb der Jugendfreigabe die Jugendkultur »Spieler« darstellen sollte. Drei lebensgroße Leinwände umschlos-



sen den circa zwei mal zwei Meter großen Pavillon. Betrachtende standen somit inmitten der Demos. Szenen wohlgermerkt, die nicht aus der Sicht eines oder einer Spielenden, sondern von außen auf das Spielgeschehen blickten. Womöglich war es das Ziel von Ulrich Spannaus und seinem Team, daß sich die Besucher wie im Spiel fühlen sollten. Ein guter Gedanke, entfaltet sich doch das Spiel erst beim spielen selbst. Während jedoch eine Ausstellung zum Thema Spielen in Dresden die Besucher selbst aktiv werden ließ, standen die Betrachter der »Lebens(t)räume« passiv inmitten der »jugendgefährdenden« Bilder. Es ist eben dieselbe Sicht auf das Spiel, wie sie jene ratlosen Eltern haben, deren Kinder ihrer Meinung nach dem Spiel verfallen sind. Selbst spielen zu können hätte Eltern eher die Frage beantwortet, was hinter solch einem Spiel steht.

Spannaus selbst erklärt dazu, daß es bewußtes Ziel war, mit dieser Installation zu provozieren und so zum Nachdenken anzuregen. Dem möchte man entgegenhalten, daß sich solch eine polemische Darstellung der Spieldemos indes als eine unzulässig verkürzte Sicht der Erwachsenen auf die Lebenswelten heutiger Jugendlicher erweist. Ein Dialog wurde an dieser Stelle möglicherweise schon beendet bevor er entstehen konnte, weil die Antworten vorgegeben schienen.

Betrachten wir noch ein weiteres Beispiel. Im Eingangsbereich bekamen die



Besucher einen »Bürgerpaß« überreicht, mit dem Hinweis auf das »Traumstadtspiel«, ein Quiz am Ende der Ausstellung. Die »Traumstadt« war eine Art Labyrinth, die Gestaltung der Kulissen an Erfurt orientiert. Mit Hilfe der Beantwortung von Multiple-Choice-Fragen konnte man sich zu verschiedenen Stationen vorarbeiten, an denen dann wertvolle Stempel für den Bürgerpaß vergeben wurden. Doch nur bei Vollständigkeit aller gültigen Stempel, so war auf der Rückseite zu lesen, ist man berechtigt »sich als freier Bürger von Traumstadt zu fühlen«. Gefragt wurde etwa nach den politischen, wirtschaftlichen und bürokratischen Spielregeln der Stadt. Hatten Besucher das Labyrinth »erfolgreich« durchlaufen, gab es am Ende nicht nur eine Telefonzelle mit direkter Verbindung zum Oberbürgermeister, sondern auch Freiheitsgefühl und Schokolade.

Nun kann man das Spiel als eine nette Abwechslung für die jüngsten Ausstellungsbesucher begreifen, wie vom Team des Artus-Atelier nahegelegt. Anhand des Spielaufbaus und der inhärenten Logik allerdings, läßt sich sehr schön die Dynamik individueller und kollektiver Denk- und Vorstellungsstrukturen veranschaulichen. Der eine Weg auf dem alle zu gehen haben, ist schon vorher bekannt, er wird von der Spielleitung festgelegt. Bürger und Bürgerinnen sollten also auf dem Pfad zur »Freiheit« möglichst nicht vom Wege abweichen, sonst landeten sie in einer Sackgasse. Zudem

waren sowohl die Fragen, als auch jeweils eine richtige Antwort vorgegeben. Wer etwa nicht der Meinung war, daß der Oberbürgermeister wichtiger als der Hausmeister sei, mußte zwangsläufig in die Irre gehen. Somit gab es keine Stempel, also auch kein Gefühl der Freiheit. Auch hier wird wieder die Draufsicht Erwachsener deutlich, die sich belehrend und selbstgefällig ausnimmt. Selbstgefällig deshalb, weil ein im Eingangsbereich von Stefan Hanß, Schülersprecher des Gutenberg-Gymnasiums, formulierter Lebenstraum auf enttäuschende Weise konterkariert wurde:

*»Selbständig heißt für mich, daß man selbständig denkt. Daß man nicht irgendwelche Gedankenmodelle übernimmt, sondern kritisch eigene Gedankenmodelle entwickelt, sich nicht scheut, selbst nachzudenken, nicht stur und festgefahren ist.«*

So besehen, sollte ein Fazit über die Ausstellung »Lebens(t)räume – Dialog der Generationen« differenzierter ausfallen. Sicher, das Anliegen der Ausstellung war wichtig. Auch, daß sie so professionell und ästhetisch anspruchsvoll umgesetzt wurde. Gerade der multimediale Charakter, die Diskussionsforen und die gezeigten Filme in der obersten Etage hat sie kurzweilig gemacht und zahlreiche Gäste ermuntert, zwei oder dreimal zu Besuch zu kommen. Der freie Eintritt war lobenswert und nicht selbstverständlich. Und natürlich: Der Leitgedanke, wir bleiben bei Gutenberg

nicht stehen, verharren nicht in Trauer, sondern blicken nach vorn, war und ist richtig. Schön war auch, daß trotz dieses nach vorne gerichteten Blicks, der Anlaß der Ausstellung konzeptionell sensibel aufgegriffen wurde.

Doch am Ende bleibt ein fader Beigeschmack. Es war nicht zu übersehen, daß hier ausschließlich Erwachsene versucht haben, Lebensrealitäten von Jugendlichen darzustellen. Leider blieb dabei eine kenntnisreiche und ausgewogene Sichtweise auf der Strecke. Und gerade am Beispiel der Computerspielszene wird eines deutlich: Jugendliche Lebensrealitäten werden von Erwachsenen noch nicht so ernst genommen, wie man sich das wünschen sollte. Hier geriet der Dialog zum Krampf.

Natürlich kann an dieser Stelle eingewendet werden, die Jugendlichen seien doch zu Wort und Bild gekommen, gerade in den Interviews. Dieses Argument greift aber zu kurz. Jugendliche konnten sich zwar an der Ausstellung beteiligen, das Konzept inhaltlich und gestalterisch gleichberechtigt mitzubestimmen, blieb ihnen dennoch verwehrt. Aber genau da hätte der Austausch zwischen den Generationen doch ansetzen müssen. Selbstverständlich ist die Arbeit auf solch einer Basis schwierig, zeitintensiv und erfordert sehr viel Motivation – generationenübergreifend! Das Ziel eines gelungenen Dialogs sollte uns diese Mühen aber wert sein.

*Sven Gatter, Katja Ellguth, C. Pasper*



# Verschiedene Aggregatzustände

Über die Erfurter Autorin Franziska Wilhelm

**N**och völlig angetan von der dunkelblauen Turnhose werde ich geweckt:

»Hallo, wir kennen uns doch?«

»Ach ja?« frage ich. Vor mir steht eine junge Frau, Mitte zwanzig, und lächelt mich an. Sie hat Blumen, einen kleinen Umschlag und eine Urkunde in der Hand, die sie als Siegerin des diesjährigen Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbs auszeichnet. Und »Der in der dunkelblauen Turnhose« war ihr Siegertext, den sie soeben vorgelesen hat. Es ist nicht das erste Mal, so erfahre ich später, daß sie eine vordere Platzierung bei diesem Wettbewerb belegt, aber gewonnen hat sie ihn zum ersten Mal. Dann ist es was Besonderes.

»Ich bin Franziska, erinnerst du dich?«

Ja, natürlich erinnere ich mich.

Es war vor ein paar Jahren, wir trafen uns im Zug von Erfurt nach Frankfurt/Main. Wir kamen ins Gespräch. Sie war auf dem Weg ins Hessische, in irgendein kleines Kaff, dessen Namen ich vergessen habe, zu einer AutorenInnen-Werkstatt des Hessisch-Thüringischen Literaturforums. Diese hatte sie zuvor bei gleichnamigem Wettbewerb gewonnen – und zudem einen der begehrten und gut dotierten Förderpreise. Das war ihr erster Preis, ihre erste Auszeichnung, und das ist immer noch etwas besonderer als besonders. Sie war in freudiger Erwartung, gleichzeitig aufgeregt, weil sie ihren Siegertext dort präsentieren sollte. Um ihre Aufregung etwas zu bekämpfen, bot ich ihr an, mir den Text doch einmal probenhalber vorzulesen.

Sie willigte ein und präsentierte mir eine Geschichte über Erbsen- und Möhrengemüse ...

Mittlerweile ist der offizielle Teil der Preisverleihung abgeschlossen und wir beschließen unser Wiedersehen mit einem Gläschen zu begießen. Inzwischen ist sie ein paar Jahre älter geworden und um zahlreiche Auszeichnungen und Preise reicher. Ich spreche sie auf das Erbsen- und Möhrengemüse an und bemerke, daß das eine skurrile Geschichte gewesen sei. Ja, stimmt sie mir zu, das sei es gewesen und das habe sich bei den meisten ihrer Geschichten bis heute nicht geändert. Irgendwie sei es bei ihr immer skurril, sagt sie, zum Beispiel müßten immer wieder völlig unschuldige Haustiere sterben; dabei habe sie gar nichts gegen Tiere. Überhaupt wechselten bei ihr Menschen, Tiere und Dinge immer wieder auf merkwürdige Art und Weise ihre Aggregatzustände. Irgendwie sei das nicht ganz normal. Und wenn schon, sage ich, denn das sei es dann immerhin in exzellenter Sprache.

Franziska Wilhelm kann inzwischen getrost als gestandene Nachwuchs-Autorin bezeichnet werden, hat sie doch inzwischen zahlreiche Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien und einige Dutzend Lesungen hinter sich. Sie traut sich als eine der wenigen Frauen in die von Männern dominierte Poetry-Slam-Szene. Sie schlägt sich dort ganz beachtlich, wenngleich – so sagt sie – sie gegen die Koryphäen der Szene keine Chance habe. Aber das ist auch gar nicht ihre Intention. Der Slam, erzählt sie weiter, sei ganz gut, um Ge-

schichten vor Publikum auszutesten und Lampenfieber abzubauen, Routine gegen weniger zittrige Knie bei den eigenen Lesungen sozusagen.

Dann erzählt sie noch vom »Bad Taste«, an dem sie kürzlich teilgenommen hat. Da ging es darum, auch mal richtig schlechten Texten eine Chance zu geben, an die Öffentlichkeit zu kommen. Eine Chance hatten letzten Endes freilich nur die richtig guten schlechten Texte. Franziska hat dafür eigens einen Arzt-Groschen-Roman geschrieben, der in der fiktiven »Bellymoon Klinik« spielt und sich um den Chefarzt und Halbschweden Dr. Frank T. Lindquist, die beiden »Sexy-Schwestern« Hazel Horn und Heather McFeather und den mysteriösen Arzt Norman McDorn dreht.

Allerdings, gibt sie zu bedenken, bestünde bei den Slams auch immer die Gefahr, daß man schnell verleitet werde, mehr auf Pointen, als auf gute, runde Stories zu setzen. Gedruckt wirken die Stories dann nicht mehr so toll. Franziska möchte aber lieber Geschichten schreiben, die man auch zu Hause für sich gut lesen kann. Das ist ihr bisher fast immer gelungen.

Unserer Gläser sind leer, aber der Abend noch nicht vorüber. Franziska will sich noch in die Erfurter Nacht stürzen ...

*Lars Overmaas*

► Auf Seite 40 könnt ihr Franziska Wilhelms Siegertext »Der in der dunkelblauen Turnhose« beim diesjährigen Hessus-Schreibwettbewerb lesen.

## »Es gibt noch Wichtigeres als diesen ›Scheißfußball‹«

Rainer Döhling berichtet Amüsantes aus seiner Zeit als Präsident des FC Rot-Weiß in den späten 80er Jahren

Du bist der neue Klubvorsitzende von Rot-Weiß Erfurt. Ich würde nicht um Bedenkzeit bitten ... Du fährst in der nächsten Woche nach Schweden zum Intertotospiel, du hast zwei Punkte und alle Spieler wieder mitzubringen.« Mit diesen Worten beginnt die Amtszeit von Rainer Döhling, der dem Club von 1986 bis 1989 zunächst eher unfreiwillig vorstand. In seinem gerade erschienenen schmalen Band versammelt er 30 Anekdoten aus dieser Zeit, die es gehörig in sich haben, und interessante, und zum Teil amüsante Einblicke in die Abläufe des Leistungssports in der DDR bieten.

Wir erfahren, wie sich das ungleiche Verhältnis der beiden Leistungskollektive aus Erfurt und J-E-N-A gestaltete und was bei Fahrten ins nichtsozialistische Wirtschaftsgebiet zu beachten war. Etwa, daß keine Meisterbriefe oder sonstige Zeugnisse zufällig in der Trainingstasche verblieben und daß es vorteilhaft war, auf Nordreisen immer

flaschenweise »Blauen Würger« zum Verhöckern mitzunehmen. Herrlich auch der Sprung von Hans Meyer über die Autobahn-Leitplanken am Osloer Holmenkollen, als er »um Haaresbreite dem Tode entgangen war«.

Aber wir erfahren auch, wie das alltägliche Fußballgeschäft in Erfurt vonstatten ging, welche Rolle dabei der erste Sekretär der SED-Bezirksleitung, Genosse Müller, spielte und wie der Montagmorgen nach einem verlorenen Punktspiel aussah. Auch die Delegation- und Rückkehrverhandlungen um den Sportfreund Uwe Weidemann zwischen Lok Leipzig und Rot-Weiß vermitteln einen lebhaften Eindruck, wie es in der DDR-Oberliga so zugeht.

In dem 30-seitigen Anhang finden sich auch dazu umfangreiche Dokumente. Darüber hinaus lassen einige abgedruckte Fan-Briefe keine Wünsche offen: »Warum wird nicht ab und zu aus der zweiten Reihe mit Gewaltschüssen

aufs Tor geschossen??« heißt es da, und der Blinden- und Sehschwachenverband Erfurt fragt in einem Brief, warum die »blinden Fußballexperten« vom RWE bei ihnen noch nicht erfaßt sind.

Alles in allem ein sehr gelungener Band, mit dem eine längst überfällige Aufarbeitung der Geschichte unseres liebsten Fußballclubs beginnen könnte.

Daniel Tanner



R. Döhling: Fußball ist auch nur ein Spiel. 30 Geschichten über meine Zeit als Fußballpräsident des FC RWE. MedienService Gunkel & Creutzburg GmbH, ISBN 3-9808816-4-4, 94 S., 6.90 EUR

► **TIP: Rainer Döhling liest aus seinem Buch am 27.01.06 im Stadtgarten Erfurt zum Rot-Weiß Jubiläum (siehe Redaktion empfiehlt).**

## Ein Aua aus dem Jenseits

Über die neue Platte von Anger 77

Siggi, ich weine. Die Sonne geht ja unter, mit dem melancholischen Keyboard des gleichnamigen ersten Liedes. Herbst, Stille, feuchte morbide Düfte. Sparsame Instrumentierung – ich weiß, ich weiß: Weniger ist mehr ... ich frage mich, wie es den Jungs gelungen ist, unter der spanischen Sonne so traurig zu spielen, so eine nördliche Scheibe aufzunehmen. Der Spagat ist imposant: nach Liebe schreien, dann zu anderen Themen übergehen. Weiter schreien, immer leiser, wie eine schwindende Kraft, die mit der Sonne andächtig untergeht ...

»Betrunken von der Liebe« heißt die neue Platte von Anger 77. Eine eben letzte, fast verzweifelte Liebe, die wie ein Schrei des letzten Wals in einer desolaten Polarnacht erklingt. Dabei fühlen wir Schuld. Wir haben nicht geholt,

als es notwendig gewesen war. Haben sie uns verzeihen können?

Die neue Anger 77 ist eine Art »Aufden-Punkt-bringen« von vielem, das wir geliebt, dann gehaßt, dann wieder geliebt haben – abhängig von den Phasen unseres Älterwerdens: Wolfgang Niederdecken, Konstantin Wecker, Joachim Witt ... Siggi, entschuldige, aber auch dazu weine ich. Aus aufrichtiger Zuneigung, aus Rührung, teilweise aus Verlegenheit. Das Lied über dein Leben in der Kaufhalle (es heißt »13«) ist nicht nur ein Meisterwerk eines deutschen Musikers, sondern ein »Aua« aus dem Jenseits, ein Ruf ohne Hilfe, ein Gefühl des Lebens – des echten Lebens – das aus jenem Alltag explodiert, majestätisch.

Siggi, nimm es nicht übel, aber ich liebe es. Als ich wieder nach Erfurt

zog, habe ich nicht mal die Koffer ausgepackt. Ich ging als erstes zum Anger 77-Konzert. Pathetisch? Na und? Habt ihr je Wilhelm Genizano gelesen? Ausbildung ist auch eine Einbildung – um Knarf Rellöm anzusprechen. Ich habe Gefühle, auf die ich stolz und für die ich dankbar bin. Anger 77 ist eines davon.

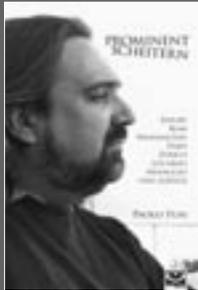
Siggi, die Sonne geht wieder auf. Eine neue Platte von deiner Band ist da. Danke, von Herzen. Lächeln, tief atmen, Kraft tanken, weitergehen. Das Beste steht noch bevor.

Paolo Fusi



Anger 77: Betrunken von der Liebe. Ab 24. Dezember 2005 im Handel erhältlich

"Was das Buch über Jörg Haider, Johannes Paul II., Fidel Castro, Giovanni Trappatoni oder George Bush weiß – und voller Witz und Brutalität erzählt – kann kein Mensch emotionslos über sich ergehen lassen."



Paolo Fusi:  
Prominent  
Scheitern.  
240 Seiten  
ISBN 3-9810571-0-4  
12,99 EUR

"Das Buch setzt Maßstäbe und zeigt allen, die es noch nicht wissen, warum Wurst, Herbert Roth, Wintersport und begründeter Stolz die Merkmale einer Region sind, die für viele nur Folklore bedeutet."



Roman Pastuschka:  
Und plötzlich kam  
Thuringia.  
203 Seiten  
ISBN 3-9810571-1-2  
12,99 EUR



KöPa-Verlag Erfurt  
www.koepaverlag.de

## 40 Jahre RWE

Am 26. Januar 1966 wurde der Fußballclub Rot-Weiß im Stadtgarten Erfurt (damals: Klub der Jugend und Sportler) gegründet. 40 Jahre RWE, das sind 40 Jahre mit Höhen und Tiefen, Jubel und Enttäuschungen – aber auf jeden Fall ein Grund zum Feiern! Und dies passiert vom 26.01. bis 28.01.2006 unter dem Motto »Rot wie Blut – Weiß wie Schnee ... Wir feiern 40 Jahre RWE!«, und zwar am Gründungsort, dem Stadtgarten.

Los geht's am Donnerstag (26.01.) mit einer Podiumsdiskussion. Vertreter und Spieler des RWE, Fans, Lokalpolitiker und Journalisten diskutieren zum Thema »40 Jahre RWE – Rückblicke und Ausblicke«. Am Freitag, (27.01.) gibt's Lesungen, Theaterszenen, sowie als Höhepunkt die Premiere eines Dokumentarfilms über die wenigen, aber großen Stunden des Clubs: Jürgen beim Freistoß, Ronny beim Kopfball, Jena im Rückstand. Der Samstag (28.01.) startet mit einer Fan-Börse, auf der man RWE-Devotionalien kaufen, verkaufen oder tauschen kann. Nach einer Autogrammstunde präsentiert FATSOUND die Bands vom Fan-Sampler »Rot-Weiß sind unsere Farben« live. Mit dabei sind Falk Höner (Naiv), From Us, Friends Suck, Shit Lives On und Wumme. Zwischendurch werden RWE-Raritäten zugunsten der rot-weißen Nachwuchsarbeit versteigert.



Grafik: Andreas Jäckel

An allen Tagen gibt's Ausstellungen (Fan-Utensilien aus 40 Jahren, Fotografien, Malerei) zum Thema. Zudem halten die bekannten RWE-Fan-Stoff-Dealer exklusive Jubiläumsartikel bereit. Drei Tage nicht nur für eingefleischte Fußballfans, sondern auch für Musik- und Kulturinteressierte. Ziel ist, die Freude und Begeisterung am (Erfurter) Fußball vom Steigerwald in die Stadt zu tragen.

Da noch nicht alle anfallenden Kosten gedeckt sind, werden noch Sponsoren gesucht, die die Veranstaltung unterstützen. Jeder Betrag (finanziell) oder Beitrag (sonstige Unterstützung) hilft dabei weiter. Sollte die Veranstaltung Gewinn abwerfen, fließen die in die Nachwuchsarbeit von Rot-Weiß. Im Veranstalterpool sind derzeit: Kulturrausch, Erfurter Fan-Projekt, Stadtgarten Erfurt, Erfordia Ultras, FATSOUND, Anna Kram, ErfurtWorld.de und RWE-Kult.

► **Weitere Infos zur Veranstaltung findet ihr auf [www.40Jahre-RWE.de](http://www.40Jahre-RWE.de).**



El Egoiste, dieser kleine, sympathische Tollpatsch, der das Unmoralische stets in sich trägt, es aber zuletzt nicht mehr so offen aussprechen konnte – schließlich weist ihn Blondi seit geraumer Zeit in seine Schranken – begleitet uns nun schon seit Jahren. Ob in der Areal oder in der früheren Rampensau: El Egoiste zeigt uns, wie das Leben funktioniert. Jetzt ist es dem El-Egoiste-Erfinder und -Zeichner Ulf Salzmann endlich gelungen, die Comic-Strips ins Netz zu stellen, sodaß wir uns jede Woche einen neuen El Egoiste anschauen können. Wir gratulieren!

► **Im Netz: [www.el-egoiste.de](http://www.el-egoiste.de), [www.splashcomics.de/php/onlinecomics](http://www.splashcomics.de/php/onlinecomics)**

## Erfurter Stadtschreiberin 2006

Die Erfurter Stadtschreiberin 2006 heißt Antje Wagner, kommt aus Potsdam und wurde unter 109 von der Jury ausgewählt. Antje Wagner (Jg. 1974) ist seit 1999 freischaffende Schriftstellerin und Übersetzerin. Sie lebt in Potsdam. 1999 erschien ihr Debütroman »Der gläserne Traum«. Wagner erzählt poetisch, kraftvoll und bildreich die Liebesgeschichte zweier Nachbarskinder. Zuletzt veröffentlichte sie 2005 den Roman »Hinter dem Schlaf«. »Ein modernes ... raffiniertes Märchen für Erwachsene ...« nennt die taz das Buch, in dem die Leser in Traumwelten auf andere Art mit dem Leben konfrontiert werden. Bekannt sind auch ihre beiden Erzählbände »Die Gärten bist du« sowie »Mottenlicht«. Letzterer erzählt über Gewalterfahrungen, vorwiegend aus der Sicht von Kindern und Jugendlichen. Mit der Bremer Band »Mellow Melange« arbeitet sie zu Zeit an der Vertonung von drei dieser Erzählungen zu einem Hörbuch.

Antje Wagner tritt ihr »Amt« am 1.

April 2006 an und wird vier Monate im Erfurter Kulturleben präsent sein. Als Kolumnenschreiberin wird sie in der *Thüringer Allgemeine* Betrachtungen zu Ereignissen, Kuriositäten und Geschichten aus dem Erfurter Alltag anstellen.

2005 hat Erfurt nunmehr zum dritten Mal den Erfurter Stadtschreiber-Literaturpreis ausgeschrieben. Von dem literarischen Förderangebot haben dieses Mal 40 Frauen und 69 Männer im Alter zwischen 23 und 77 Jahren Gebrauch gemacht, wobei die Altersgruppe der Jahrgänge ab 1960 eindeutig überwiegt. Mit Blick auf die Bewerberzahlen der Vorjahre, kann man von einem Rekord sprechen. In der 12-köpfigen Jury vertreten sind Thüringer und Erfurter Schriftsteller, Journalisten, Literaturwissenschaftler der Universität Erfurt sowie Erfurter Stadträte. Der Erfurter Stadtschreiber 2004, Dr. Lothar Schöne, gehörte in diesem Jahr der Jury an, so wie Dr. Inka Bach, die als erste Erfurter Stadtschreiberin 2003 dabei war.

## Ronny, Maik & Nancy!

Tiere streicheln Menschen, eine Lesung mit Sitzdisco und kurzweiligen Filmchen«, so heißt die Veranstaltung bei der man nicht gleich giftige Blicke zugeworfen bekommt, nur weil die Lederjacke knirscht. Mit dabei: Geschichten über Menschen, die es wirklich gibt und andere, die nicht existieren! Sitzdisco mit DJ ICKE HIER (sixties beat)! Bunte Bilder! Livemusik mit »RONNY,

MAIK & NANCY«! Man muß nur die richtige Einstellung zu den alltäglichen Dingen des Lebens haben, und schon zeigen sie uns ihre heitere Seite. Die steckt oft im Detail und wartet förmlich darauf, entdeckt und literarisch verwendet zu werden.

► »Tiere streicheln Menschen« am 28.01. 2006, café togo, Erfurt, Neuwerkstraße 29.

## Flaschenpost aus Erfurt

Zum Welttag des Buches 2005 rief die Erfurter Buchhandlung Tintenherz zu einem Geschichtenwettbewerb über Erfurt auf. Mehr als 200 Kinder schickten oder brachten Kurzgeschichten, Gedichte, Zeichnungen, Malereien in die Buchhandlung. Sie sind alle nun in einem Buch versammelt. In Flaschen gesteckt, machten sich Kopien der Werke am Welttag des Buches auf der Gera hin-

aus in die weite Welt ... Das Buch »Flaschenpost. Erfurter Kinder schreiben über ihre Stadt« ist seit dem 12.12. in allen Erfurter Buchhandlungen und Geschäftsstellen der Zeitungsgruppe Thüringen erhältlich.

► Tintenherz (Hg.): »Flaschenpost. Erfurter Kinder schreiben über ihre Stadt«, Verlag Rene Burkhardt Erfurt, 216S., 14,95 EUR

Eure Veranstaltungstermine für Januar und Februar bitte bis 05. März 2006 an: [heft@kulturrausch.net](mailto:heft@kulturrausch.net)

# EL EQOLSTE

SCHNEEGESTÖBER

© ULF SALZMANN



# Im Land von Benjamin Brätel & Bibi Bratwurst

Von Ralf Rudolffy

**W**er das Vergnügen hat, in der örtlichen Industrie- und Handelskammer Mitglied sein zu müssen, kriegt für seinen Zwangsbeitrag immerhin dieses geboten: ein buntes Periodikum, ein Druckerzeugnis, das so unkritisch wie möglich das lokale Wirtschaftsgeschehen beleuchtet. Gierig durchforste ich für gewöhnlich das Blatt, sobald es mir in die Hände fällt, hat es mir doch schon in seiner ihm eigenen erfrischenden Ehrlichkeit so manche Erkenntnis geliefert.

Darunter nicht nur, was das Heftchen über sogenannte »Convenience-Produkte« behauptet, also eingeschweißte vorgekochte Kartoffeln, Tetrapak-Soßen, Brühwürfelsuppen, Industriefritten – so Zeugs: »Ohne geht's kaum noch in der modernen Küche«. Guck an. Offenbar haben sich dies eine Vielzahl hiesiger Kaschemmenwirte nur zu gerne zu Herzen genommen.

Doch auch folgendes weiß man zu berichten: »Thüringens Charme machen nicht nur die Vielzahl dicht beieinander liegender landschaftlicher, historischer, architektonischer und kultureller Reize aus, sondern auch die über seine Landesgrenzen hinaus bekannte deftige Küche und die herzliche Gastfreundschaft der Landsleute.« Das ist erstaunlich, pfeift doch der Tourismus in Thüringen einer Statistik im selben Heft zufolge aus dem letzten Loch und liegt, gemessen an den Übernachtungszahlen, noch hinter Brandenburg. Zu der herzlichen Gastfreundschaft der Landsleute sei erwähnt: Wer jemals erleben mußte, wie in einer Gastwirtschaft die Bestellung eines Kaffees mit den muffelig hervorgequetschten Worten: »Wenn's denn

unbedingt sein muß ...« quittiert wurde, weiß, was damit gemeint ist. Den Kunden indessen ficht das merkwürdigerweise anscheinend nicht an, denn einer Befragung des Instituts für Tourismus- und Bäderforschung zufolge geben zwanzig Prozent der Befragten die Thüringer Küche als wichtigen Entscheidungsgrund für eine Reise nach Thüringen an.

Nun ist die Gleichgültigkeit, ja sogar Vorliebe des deutschen Durchschnittsverbrauchers gegenüber schlechtem Essen ja hinlänglich bekannt. Sie manifestiert sich beispielsweise in der Beliebtheit von Lidlaldipenny sowie in einem Einkaufsverhalten, bei dem für zwei Drittel aller Deutschen der Preis

So gesehen kann auch die Verehrung nicht verwundern, die hierzulande dem zu Pamps gekochten Gemüse, den klebrigen Soßen und den zu Tode gegrillten und gebrutzelten fetten Fleisch- und Wurstbrocken entgegengebracht wird.

der Ware das wichtigste Kriterium ist, auch wenn für den Preis vorhersehbar nur Mist auf dem Teller landet. Sie manifestiert sich aber auch und unter anderem darin, daß man Oskar Lafontaine im Wahlkampf vorwarf, ein »Luxus-Linker« zu sein, da er eigenem Bekenntnis zufolge gerne gut ißt und gerne guten Wein trinkt, was im Geiz-ist-geil-Deutschland offenbar bereits als suspekt angesehen wird. Nein, als Linker hat man sich gefälligst mit dem Angebot der Gebrüder Albrecht zu bescheiden! So wies in einer Fernsehdiskussion auch Joschka Fischer den Vorschlag Lafontaines brüsk zurück, mit ihm um eine Kiste Champagner wetten zu wollen. Er wette nicht



Grafik: Steffi Winkler

um Champagner, trompetete Old Green Knitterface – sonst auch nicht gerade als Kostverächter und Asket bekannt – höchstens um eine Kiste Bier.

So gesehen kann auch bezogen auf Thüringer Verhältnisse die Verehrung nicht verwundern, die hierzulande dem zu Pamps gekochten Gemüse, den klebrigen Soßen und den zu Tode gegrillten und gebrutzelten fetten Fleisch- und Wurstbrocken entgegengebracht wird. Währenddessen ist gegen den Kartoffelkloß, den Superhelden der Thüringer Küche in der Disziplin Sättigungsbeilage, an sich wenig zu sagen, würde nicht Captain Closs durch seine Allgegenwart zusammen mit seinem Verbündeten Rotkohl-Boy jeden Versuch von Vielfalt und Abwechslung im Ansatz zunichte machen und bestünde er nicht überdies bereits meistens aus industriell vorgefertigter Beutelmasse.

Verwunderlich ist vielmehr, mit welcher Inbrunst und Hartnäckigkeit dieses kulinarische Notstandsgebiet solange zu einem Schlemmerparadies hochgejubelt wird, bis es jeder glaubt. Vielleicht aber repräsentiert ja die Thüringer Küche – oder vielmehr das, was als solche

an jeder Straßenecke angeboten wird – nur die Sehnsucht nach etwas Verloren-geglauhtem, der Kulinarik der Fünfziger Jahre, mit ihrem ewiggültigen Dreigestirn »Fleisch mit zweierlei Beilage«, die sich schwer und fettig unter der Isolation der Zone unangefochten von fremdländischen und neumodischen Einflüs-

Lastkraftwagen und Stempel innerhalb nur weniger Stunden zu einem »Original Südtiroler Schinken (ggA)« promovieren kann, mag eine Ahnung davon geben, was solcherart Gütesiegel wert sind.

Meine finale, in der im folgenden beschriebenen Form jedoch keineswegs

Einrichtungsgegenstand, der in Ehren gealtert wäre, dafür der in diesem Milieu übliche Blubo-Wandschmuck: zum Beispiel Heugabeln und Dreschflegel und Wagenräder als nostalgische Verschwiemelung einer vergangenen bauerlichen Welt.

Was auf dem Teller herangetragen wurde, korrespondierte mit der Dekoration auf seine Weise: Ein Batzen Fleisch ungewisser Herkunft, unkenntlich unter Unmengen einer zähen, pampigen Soße bestattet, dazu Champignons – daß die aus der Dose kämen, damit war ja schon zu rechnen, nicht hingegen damit, daß aus ihnen unter Zuhilfenahme von reichlich Mehl und Wasweißich ein graubrauner Schlamm kreierte wurde. Dazu paßte dann schließlich auch der Rotkohl – auch er wurde, der Landessitte folgend, zu einem sämigen Brei verkocht. Das gesamte Arrangement auf dem Teller sah aus wie etwas, das den Verdauungstrakt bereits einmal in voller Länge, aber in unangemessener Zeit, passiert hatte. Dieses Los mochte ich ihm deswegen nicht noch einmal zumuten. Zum angebotenen Wein – Lambrusco und der unvermeidliche Dornfelder – sei nur soviel gesagt: Es gab mal Zeiten, da hätte man einander aus weit geringerem Anlaß zum Duell gefordert. Aber so mögen es Benjamin Brätel und Bibi Bratwurst offenbar.

Wenn es jedoch einen Thüringer Wirt geben sollte, der das liest und Grund zu der Überzeugung hat, meine Gesamtschau träfe auf seine Küche ganz und gar nicht zu, dann darf er mich gerne einladen und mich eines besseren belehren. ☒

**Das gesamte Arrangement auf dem Teller sah aus wie etwas, das den Verdauungstrakt bereits einmal in voller Länge, aber in unangemessener Zeit, passiert hatte. Dieses Los mochte ich ihm deswegen nicht noch einmal zumuten.**

sen bis in unsere Tage retten konnte. Die einzige Neuerung besteht im reichlichen Einsatz der Hervorbringungen der Nahrungsmittel-Designer. Doch das merkt der Kunde nicht. Es geht ihm um das nostalgische Gefühl von »Mutters Küche«, das mit Brätel und Kartoffelkloß mitschwimmt, es geht um das Surrogat von »Heimat«, und das macht ihn unempfindlich und kritiklos gegenüber der volkstümlich aufgepeppten Tütenküche.

Besonders viel wird sich in Thüringen auch auf die »Thüringer Rostbratwurst« zugute gehalten, deren Bezeichnung nunmehr als regionale Spezialität gesetzlich geschützt ist, wenngleich sie nicht bemerkenswert anders schmeckt als das, was als Bratwurst in Hannover auf dem Schützenfest als solide Grundlage des Pilsfreundes dient. Wie auch? Dem Schwein ist es egal, ob es jen- oder diesseits der Landesgrenze gemästet wurde. Die Tatsache schließlich, daß in vollkommener Übereinstimmung mit geltenden Gesetzen der Arsch einer holländischen Turbomastsau mittels

singuläre Begegnung mit der Thüringer Küche fand, einer familiären Einladung folgend, in einem Restaurant namens »Auerhahn« statt. Mitten in Thüringisch-Sibirien, dort, wo das Klima allenfalls von Juni bis September für sich in Anspruch nehmen kann, halbwegs erträglich zu sein – vielleicht erklärt das ja einiges. Final deswegen, weil diese Erfahrung ausgereicht hat, den Entschluß zu fassen, die als »Original Thüringer« ausgewiesene Küche künftig um so entschlossener zu meiden, je ausdrücklicher sie als solche angepriesen wird. Selbstverständlich stand auch hier, wie im Brätelland allgemein üblich, die nämliche Anpreisung am Eingang zum besagten Lokal, das sich im Innern – auch das nicht weiter verwunderlich – als eine typische Rustikalhölle entpuppte und damit Tausenden ähnlicher Gastronomiebetriebe aufs Haar gleich: Eine Trompe-d’Œil-Kompletteinrichtung vom Kneipeneinrichter – vorgetäuschte Handwerksarbeit aus der Fabrik mit Eichen-Furnier im Jodler-Look. An die Wand genageltes Fachwerk. Kein

**MACH MIT,  
MACH'S NACH,  
MACH'S BESSER!**

Damit unser schönes Magazin noch schöner und lesbarer wird, suchen wir:

**Mitarbeiter/innen für Satz/Layout**

Du hast Erfahrungen mit DTP-Programmen und ein grafisches Auge?

**Mitarbeiter/innen für's Lektorat**

Du bist kleinlich und hast in Deutsch immer eine Eins gehabt?

Du hast außerdem eigentlich keine Zeit? Und Selbstausschöpfung ist für Dich kein Fremdwort? Dann bist Du bei uns genau richtig! Bei Interesse meldet Euch unter: Tel. 03 61 / 2 11 59 66 oder [heft@kulturrausch.net](mailto:heft@kulturrausch.net)



# Die Sache mit der Wahrscheinlichkeit, der Blödmann und die Schlüsselstelle

Von Stefan Werner

**V**erdammt noch mal!« Auf halber Treppe drehe ich um, renne hoch zur Wohnungstür und zerze wie wahnsinnig am Türknauf. Es tut sich nichts. Zur Sicherheit schließe ich noch mal auf und wieder zu und geh' wesentlich entspannter die Treppe hinunter. Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser! Vor der Haustür geh' ich alles noch mal durch: Wohnungsschlüssel, Telefon, Geld, Zigaretten ... Mist, kein Feuer. Na ja, warum soll's mir anders gehen als dem RWE.

Ich schaue auf die Uhr, nicht mehr viel Zeit bis zum Zahnarzttermin und in der Stadt tobt die Weihnachtsoffensive. Da brauchst du 'ne gute Strategie. Ich laufe durch allerhand Nebenstraßen, umspiele den Anger und stehe pünktlich vor der Zahnarztpraxis. Ich öffne die Tür und bekomme Lampenfieber. Je länger man nicht dort war, um so größer die Wahrscheinlichkeit einer vernichtenden Diagnose. Das ist einfache Mathematik, auf die so ziemlich jeder Stürmer des RWE bisher gebaut hat – wenn ich nur lang genug nicht treffe, erhöhe ich die Trefferwahrscheinlichkeit. Pustekuchen, die Zahnärztin hat nichts gefunden.

Gut, Zahnstein hat sie dann doch entfernt und jetzt pfeift es wieder durch die Mundhöhle. Mit den Zähnen habe ich echt Glück, von wegen Löcher. Die Rot-Weiße Abwehr ist da nicht so gesegnet.

Auf dem Weg nach Hause, es ist bereits stockfinster (wie immer wenn die letzten Hinrundenspiele beim Club anstehen) und mich überkommt wieder dieses Wintergefühl. Würde es im Steigerwald besser laufen, könnte man dieser trüben Jahreszeit wenigstens noch was Gemütliches abgewinnen, aber so ist es nur die Gewißheit, daß schon wieder ein Jahr und eine verkorkste Halbserie rum sind. Erschreckend wird mir klar, daß auch ich ein Jahr älter gewor-

den bin. Das erklärt auch meine aktuelle Kritiklosigkeit an unseren Spielern jenseits der 30. Ich meine, wer hat eigentlich festgelegt, daß der Zenit eines Fußballers mit 29 erreicht wäre, Jürgen Heun könnte heute noch ..., aber lassen wir das, unserer Elf fehlt da ein ganzes Stück Erfahrung. Erfahrung, die mir sagt, daß wohl bald die ersten Vorsorgeuntersuchungen anstehen. Dabei fällt mir ein, daß ich zu meiner aktiven Zeit, das muß so in der 3. Klasse gewesen sein, dem FC Fortschritt mit meinen Weichteilen einen Sieg gerettet habe. So was kann sich rächen.

Mir wird klar, daß ich noch immer kein Feuer habe und mache einen Schlenker über den Fischmarkt. Vor dem Tabakladen schieße ich die zahnärztliche Anweisung in den Wind und zünde mir eine an. Plötzlich haut mir ein Typ von hinten auf die Schulter und die Zigarette fällt mir aus dem Mund. »Eh', alter Schwede, lang nicht gesehen«, sagt er. Das kann man wohl sagen, das letzte Mal, daß ich den Blödmann gesehen habe, war zur Zeugnisausgabe der 12. Klasse. »Mensch Alter, ich

hab dich im Stadion gesehen. Sag an, Geburtstag hast du doch auch gehabt oder?« fragt er, leicht ironisch, wie ich finde. Dieser Heini, nicht genug, daß er anscheinend auch ins Stadion geht, jetzt kommt der mit meinem Geburtstag daher. Daß ich meinen Zenit hinter mir gelassen habe, weiß ich auch ohne ihn. Im übrigen habe ich ihn noch nie im Stadion gesehen. Seinen Namen habe ich auch vergessen. Das ist auch nichts anderes als diese glorreichen Neueinkäufe des Clubs, von denen du auf dem Platz nichts siehst, geschweige denn die Chance hast, dir mal den Namen zu merken. Ich gebe ihm zu verstehen, daß ich nach Hause will und deute auf meine Zähne. »Ja, man wird nicht jünger, haha«, platzt es aus ihm raus. Ich laß ihn stehen und mach mich heim.

Auf der Suche nach meinem Schlüssel schießt mir Adrenalin ins Blut, bis mir einfällt, daß ich ihn in die Innentasche meiner Jacke gesteckt habe. Ich atme tief durch und die Tür fällt ins Schloß.

► **Stefan Werner liest am 27.01.06 im Stadtgarten Erfurt (siehe Redaktion empfiehlt)**



Grafik: Frank Giehn

*Liebe Leserinnen und Leser! Es gibt Dinge, die im Management des Alltags einfach untergehen oder zumindest keine vordergründige Rolle spielen. So stehen zwar Gleichberechtigung und Chancengleichheit von Frauen und Männern immer wieder in der öffentlichen Diskussion. Doch wie sieht es damit eigentlich im Lebensalltag aus? Ist das Private öffentlich, das Öffentliche privat? Zwei Erfahrungsberichte:*

## Alltägliche Doppelbelastung?

Oder: Wie es kam, daß das leckerste Essen trotzdem fad schmeckte

Vor wenigen Wochen ist meine Freundin Lisa (27) gemeinsam mit ihrer Kollegin Anne (26) unter die Unternehmensgründerinnen gegangen. Die erste Kleinkollektion (Mantel, Parker und Kapuzenjacke) hängt bereits unter dem Namen ihres Männermodelabels in einem schicken Berliner Designladen in der F...allee. Die Arbeiten an der aktuellen Kollektion sind, trotz verzögerter Lieferungen, Ärger mit der Produktionsstätte und existenzsichernden Nebenjobs, weit gediehen.

Letzten Donnerstag lag ein langer hirnzermarternder Tag an meinem Marzahnner Schreibtisch hinter mir – ich (28) schreibe seit anderthalb Jahren im Rahmen meiner Doktorarbeit über Geschlechtergerechtigkeit –, als ich mit brennenden Augen und knurren-

dem Magen nach einer energieverzehrenden S-Bahnfahrt gegen halb acht endlich in der dritten Etage vor unserer Wohnungstür stand.

Beim Aufschließen hörte ich schon die laufende Waschmaschine (jenes Geräusch, das Kate Bush kürzlich zu ihrem Song »Mrs. Bartolozzi« inspiriert hat). Und ein Duft lag in der Luft, der mir das Wasser im Munde zusammenlaufen ließ. Offenbar stand irgendetwas Leckeres, mediterran inspiriert, mit Thymian und Knoblauch Gewürztes auf dem Herd. Die auf dem Heimweg ausgelesene Morgenzeitung warf ich samt meinem Schlüsselbund auf den Schrank links neben der Tür. Ich bückte mich, um meine Schuhe auszuziehen, und stellte, am Schnürband nestelnd, an der Farbe des Teppichs irritiert fest, daß

der Flur gesaugt worden sein mußte. Ich legte meinen Rucksack in mein Zimmer, und mein Blick fiel auf den mit meinen und Lisas nassen Klamotten zur Hälfte vollgehängten Wäscheständer. Im Bad saß Lisa auf der gerade zum Schleudern ansetzenden Waschmaschine, um ebendiese am Weglaufen auf unserem Berliner Altbaudielenboden zu hindern. Sie begrüßte mich lächelnd und gab mir einen vibrierenden Kuß auf die Wange.

Als ich in die Küche kam, um herauszufinden, was da unter den Deckeln so verführerisch duftend köchelnde, bemerkte ich, daß ich am Morgen wieder einmal vergessen hatte, den Müll mit runter zu nehmen ...

*Dag Schölper*

## Dreckige Socken und kreatives Beziehungsmanagement

Oder: Warum der vielzitierte Müll noch immer das Adrenalin steigen läßt

Völlig K.O. kam ich nach Hause. Das Meeting hatte mich ganz schön in Anspruch genommen und volle Konzentration gefordert. Doch der gewünschte Vertrag war jetzt nach zwei Monaten Arbeit endlich unter Dach und Fach. Seit dem frühen Nachmittag hatte ich daher nur noch das Bedürfnis einen leckeren Latte Macchiato zu trinken, eine Zigarette zu rauchen und die Füße hoch zu legen. Die Milch war schnell aufgesetzt, und erleichtert ließ ich mich auf den nächstbesten Stuhl fallen. Das Abschalten wollte mir noch nicht recht

gelingen, die Gedanken eilten immer wieder zum morgigen Netzwerktreffen. Mein Blick wanderte währenddessen durch die Küche, streifte das kreativ zusammengestapelte Geschirr, blieb kurz am Glasmüll hängen, der frech um die Ecke lugte, und wanderte dann zur Kühlschrankschranktür, an der sich unübersehbar ihre exzessive Nutzung abzeichnete. Schwarz auf weiß – eine Spurensicherung würde hier vor Freude im Dreieck hüpfen.

Hinter mir zischte es, es roch angebrannt. Wie sollte es auch anders sein,

die Milch wagt Ausbruchversuche ... Nicht, daß mir das nicht fast täglich passieren würde, heute ist es ein Tropfen zuviel. Frustriert wechselte ich ins Wohnzimmer. Oh Mann, störten mich wieder einmal Kleinigkeiten? So zumindest pflegte mein Lebensabschnittsfahrte in letzter Zeit häufiger zu sagen. Eigentlich hatten wir mal ausgehandelt fair miteinander umzugehen, was den Haushalt, alltägliche Erledigungen – allgemein alle Anforderungen die ein selbstständiges Leben mit sich bringen – einschließt. Unser gemeinsames

Wohnen hatte sich bisher auch ganz gut angefühlt. Unser beiderseitiges, höchst engagiertes Arbeitsleben glaubten wir mit einem kreativen Beziehungsmanagement und unkonventionellen Konfliktlösungsstrategien vereinbaren zu können, doch in letzter Zeit brachten mich die kleinsten Dinge auf die Palme. Ob Einkauf oder Abwasch, nichts konnte mir mein Partner recht machen.

Mistne in unserer Beziehung aufgrund des vielzitierten Mülls?! Hatte der Alltag zugeschlagen?

Jung, emanzipiert und die Ergebnisse der Frauenbewegung geniesend dachte ich, das bischen Haushalt nebenbei locker zu bewältigen. Nach dem Abi

träumte ich nicht etwa vom Sockenstopfen und der idealen Familie; eine Versorgungsmaschine wie meine Mutter wollte ich nicht sein. Kinder kamen für uns beide vorerst nicht in Frage, wofür *ich* mir Schelte von den Medien gefallen lassen muſste. Nun, solange noch immer um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Sinne von: Wie vereinbart Frau Familie und Beruf? diskutiert wird, ziehe ich mir diesen Schuh nicht an. Gleichberechtigt sind wir nach aktueller Gesetzeslage wohl scheinbar, der Aushandlungsproze hat sich jedoch stärker in das Private verlagert. Dort hinter verschlossenen Türen aller möglichen Lebensentwürfe, offenbart

sich immer wieder in kleinsten alltäglichen Handlungen, wie schwer es ist, aus gewohnten Rollenbildern auszubrechen. Genau an diesem Punkt standen wir wohl gerade. Argumente, wie es anders laufen sollte, hatte ich nicht wirklich – das bischen Spülen, das bischen Putzen, was regte ich mich eigentlich auf?

In diesem Moment höre ich den Schlüssel in der Haustür. Der Kaffee in meiner Hand ist mittlerweile kalt. Entnervt lasse ich ihn in den Ausguß wandern, angle mir dafür ein kühles Bier aus dem Kühlschrank und schalte die Flimmerkiste ein.

Annemarie Frey

## ROT WIE BLUT - WEISS WIE SCHNEE ... WIR FEIERN 40 JAHRE RWE!

26.-28. Januar | Stadtgarten Erfurt  
[www.40Jahre-RWE.de](http://www.40Jahre-RWE.de)



Anläßlich des 40-jährigen Jubiläums des FC Rot-Weiß und der bevorstehenden Fußball-WM hat sich die hEFt-Redaktion etwas ganz Besonderes einfallen lassen. Unter dem Motto

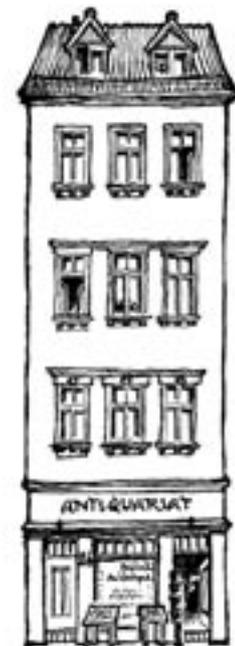
## Wir malen unseren Fußballgott!

fordern wir Euch auf, Bildnisse unseres Fußballgottes anzufertigen und uns zuzuschicken. Inspiriert wurden wir durch die nachfolgende Zeichnung, die uns der RWE-Steppke Enrico (8 Jahre) aus Vieselbach zuschickte.



Die drei schönsten Einsendungen werden mit je 1 x 2 Freikarten für die gesamten drei Tage der 40-Jahre-Rot-Weiß-Veranstaltung im Stadtgarten vom 26. bis 28.01.06 (siehe Redaktion empfiehlt) prämiert und erscheinen im April-hEFt!

Einsendungen bitte bis 15. Januar 2006 an hEFt, Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt oder [heft@kulturrausch.net](mailto:heft@kulturrausch.net).



BUCHHANDLUNG  
UND  
ANTIQUARIAT  
„AM WAIDSPEICHER“  
99084  
ERFURT  
DOMPLATZ 24

Telefon (0361) 566 0 665  
Telefax (0361) 566 0 664  
[jestaedt-antiquariat@gmx.de](mailto:jestaedt-antiquariat@gmx.de)

# Roman J. Paschtuwschka

## Oder: Das schlechte Gewissen der Schweizer Kulturförderer

Von Paolo Fusi

Kennt Ihr Roman Pastuschka? Ich meine: jenen King Roman, der Sänger der Erfurter Coverband Acoustica ist? Etwa nicht? Ich kann es kaum glauben. Dann solltet ihr sein Buch lesen, das am 3. Dezember 2005 vom KöPa Verlag herausgebracht wurde: »Wie Thüringen zu mir kam«. Dies ist die Geschichte des Entstehens des Buches.

**S**chnee, Frost, Wind. Am Parkplatz des Johannesparks von Erfurt zeigt sich der Januar von der schlimmsten Seite. Nichts mit dem Versprechen der romantischen Poetin Ada Negri: »Unter dem Eis: Brot«. In den matschigen Straßen, unter der weißbraunen Soße sind nur Schlamm, Pflastersteine, glitschige Würmer und Verzweiflung zu erwarten.

Roman radelt trotzdem leicht wie eine Herbstmelancholie. Eine erfolgreiche Weihnachtssaison von Konzerten ist gerade zu Ende gegangen. Zeit für neue Herausforderungen. Doch das Geld ist wie immer knapp: »Weiß Du? Ich hätte

eine Menge Ideen. Schreiben, schreiben und schreiben, doch ich bin mir nicht sicher, was daraus werden soll. Ein Buch? Das ist ein bißchen zu viel für mich, oder? Womit soll ich es bezahlen?«

Ich zittere vor mich hin: »Wir sollten es trotzdem versuchen. Ich kenne ein paar Leute, vor allem in der Schweiz. Manchmal helfen sie, unbekannte Autoren zu ihrem ersten Buch zu ermutigen ...« Roman schaut skeptisch. Ich bin selbst kaum davon überzeugt, daß es gelingen könnte. Schließlich hat mein guter Freund Albert Jörimann wer weiß wie viele Anläufe unternommen, um ein Buchprojekt von der staatlichen Stiftung

»Pro Helvetia« finanziert zu bekommen – und bekam immer einen Korb. Warum sollten wir dort Erfolg haben, wo ein bereits bekannter Schweizer Autor immer wieder gescheitert ist?

Versuchen schadet nicht. Ich schreibe zwei Briefe. Ein Brief für mein Buch, ein Brief für das Buch von Roman. »Pro Helvetia« antwortet prompt. Ich gelte nicht als Newcomer, und Roman hat nichts mit der Schweiz zu tun. Darüber hinaus ist das Buchprojekt von Roman noch all zu vage für die Schweizer. So was würden sie nur dann unterstützen, wenn es ein besonderer Beitrag zur Weltkultur und Interkulturalität wäre. Huh.

Ich sollte mich also noch mal in einem Jahr melden, wenn ich etwas Genaueres über jenes Buch berichten kann. Nun nur nicht den Mut verlieren: Ich probiere es bei weiteren Stiftungen und Kulturförderern.

Ich bekomme einen Korb nach dem anderen. Ich bin zu bekannt, Roman ist zu unbekannt. Es ist zum Kotzen.

Meine letzte Chance ist der Konsumentenverband. Wenn schon, denn schon. Für mich versuche ich es nicht mal, denn ich schreibe seit Jahren für die Magazine des Verbandes. Für Roman schreibe ich einen absurden Brief:

»Roman Pastuschka ist in einem kleinen Landdorf in Weißrußland geboren. Nach der Wende wurde seine gesamte Familie während der Krawalle exterminiert, die mit der Unabhängigkeit des Landes verbunden waren. Ohne Zuhause, ohne Perspektive, hungrig und kaum gekleidet, ist Roman trampend oder zu Fuß durch ganz Europa getipelt und ist eines Tages, fast erloschen vor Müdigkeit und Verzweiflung, in Bad Langensalza angekommen. Dort wurde er von einem Schweinezüchter als Sklave gehalten.«

»Doch Pastuschka kämpfte gegen seine Situation. Er lernte heimlich Deutsch, dann begann er in seinen fröstelnden Nächten, Literatur und deutsche Sachbücher zu lesen. Er hat an der lokalen Abendschule den Hauptschulabschluß erlangt und hat unmittelbar danach einen Antrag zur Einbürgerung eingereicht, der pietätlos abgelehnt wurde.

Daraufhin hat Roman den Hof verlassen und pflegte sechs Jahre lang die Mutter Gwendolin von Kahla – eine der wichtigsten Helferinnen von Mutter Theresa, die aufgrund einer furchterregenden Krankheit aus Indien zurückgeschickt wurde und in einem Sanatorium in Bad Sulza ihre letzten einsamen, trost-

losen Tage, vor Schmerzen stöhnend, verbrachte. Roman war ihre letzte Stütze und schrieb ihre letzten Gedanken auf, die nun von der katholischen Kirche veröffentlicht werden sollen. Was Roman vorschwebt, ist ein Buch zu schreiben, in dem er seine Lebensfreude kundtut: Trotz allem, was ihm zugestoßen ist, liebt Roman die Menschheit und Deutschland, ist fromm und keusch, sprudelt vor Lebensfreude und Energie.«



Davon sagte ich Roman erst gar nichts. Ich weiß zwar, daß er Humor hat, doch man sollte die Geduld der Mitmenschen nicht allzusehr strapazieren. Die Antwort kam zwei Wochen später. Roman bekam das Geld zugesprochen: satte 3.000 Franken (zirka 2.000 Euro)!

Der Begleitbrief übertraf bei weitem meinen Empfehlungsbrief. Gerührt und verlegen mußte ich damit auch Roman konfrontieren. Er las es stumm. Ohne zu lachen. Er sagte nur: »Gott will es. Ich muß das Buch jetzt schreiben«. Denn der Schweizer Konsumentenverband, eine Art Wiedergutmachungsverein für

alle Schandtaten, die von der Schweizer Handelsindustrie in den letzten 150 Jahren begangen wurden, hatte jeden Damm gebrochen ... (siehe Faksimile):

»Lieber Herr Paschtuschka, unser Verband ist stolz, Ihnen bei der erfolgreichen Umsetzung ihres Ziels helfen zu dürfen. Ihre bewundernswerte Großzügigkeit, Ihr weites Herz, Ihre unendliche Nächstenliebe sollen Vorbild nicht nur für unsere Jugend sein, sondern auch für all jene Europäer, die in ihrem Alltag allzuoft vergessen, wie wichtig Respekt, Verzeihen, Toleranz, Menschlichkeit, Anstand, Selbstaufopferung – und nicht zuletzt Freiheitsdrang sind. Unsere erkrankte Gesellschaft braucht Beispiele wie Sie. Menschen, mit denen wir uns vorbehaltlos identifizieren können. Wir fühlen uns verpflichtet im Namen der Menschheit Ihnen unser Mitleid für die unerträgliche Tragödie auszudrücken, die ihre Familie und Sie persönlich getroffen hat. Niemand könnte es jemals wieder gutmachen. Was wir leisten können, ist, einen winzigen Beitrag dazu zu leisten, um Ihr Werk der Versöhnung zu ermöglichen. Ihr Werk wird neue Türen zum Menschenverständnis, zum interkulturellen Austausch und der Nächstenliebe eröffnen, wofür wir dankbar sind. Wir danken Ihnen von tiefstem Herzen, im Namen der Schweizer KonsumentInnen – und der ganzen Menschheit.«

Das Geld ist geflossen. Das Buch ist fertig. Die erste Lesung in der Schweiz ist geplant.

Wie zum Himmel wird King Roman es diesmal schaffen, seiner ihm aufgezungenen Rolle gerecht zu werden?

► **Der Text ist Teil von Paolo Fusis neuem Buch »Prominent Scheitern«; er erscheint jedoch exklusiv und nur in hEft!**



# Tanz mit Fragezeichen & Portwein

Ist der Mensch dem Menschen ein Wolf? Oder ist Hegels Schwiegermutter schuld? Oder sind wir doch zu dumm? Fragen, denen unser Dialektikexperte Peter Heilbronn in dieser und den nächsten Ausgaben auf den Grund gehen wird.

**B**eginnen wir mit ein paar schlichten Fragezeichen. Vor kurzem wurde mit »so wahr mir Gott helfe« eine neue Bundesregierung amtierend gemacht. Die Frage, die mich wie so oft und auch viele andere beschlich, war diese: Warum weiß man eigentlich, daß sich nichts verändern wird und trotzdem hat man irgendwo ein kleines Körbchen Hoffnung geparkt? Warum ist es klar, was passieren wird, bzw. daß nichts anderes passieren wird, als vorher schon, und daß keiner wirklich etwas dagegen tut, respektive dafür? Sind wir denn alle zu faul oder zu dumm?

»Die da oben machen ja sowieso, was sie wollen« oder auch »Der kleine Mann auf der Straße«, »Otto Normalverbraucher«, in anderen Ländern hat er einen anderen Namen. So könnte man die Fragezeichen mit den entsprechenden Anführungszeichen ergänzen. Geht es uns »allen noch zu gut« – und trotzdem ist jeder am Heulen? In den Medien werden uns »die Deutschen« als Jammerer auf hohem, also noch zu hohem und somit zu schleifenden Niveau, verkauft.

Die Fragen korrespondieren mit dem Vor-Urteil, das nie reifen, dem Halbwissen, welches halb bleiben wird und dem unbewußten Nachplappern von Film und Fernsehen. Es riecht geradezu nach halb Garem. Sind wir alle doch zu dumm?

Was stutzig macht – zumindest sollte es dies – ist die Ähnlichkeit der Fragen und der schnellen Antworten. Woher rührt diese? »Man« weiß halt, daß »Autos keine Autos kaufen«. Was wohl Henry Ford in Ansicht seiner damals

neu eingeführten Fließbandproduktion im Munde gelegen haben soll. Es ist ein »offenes Geheimnis«, daß immer mehr Menschen arbeitslos werden und immer mehr in der selben Zeit produziert wird. Befinden wir uns nun am Anfang, oder am Ende des Nachdenkens, an der Oberfläche seichter Binsenweisheiten und Phrasen mit ihrem angeblich tieferen Sinn? Oder befinden wir uns schon wieder an der Oberfläche nach einem

Sind wir denn alle zu  
faul oder zu dumm?

längeren Tauchgang in der Tiefe der Überlegung? Das ist nicht einfach zu beantworten.

Um genauer zu sein, was die Produktion anbelangt. Es wird gigantisch mehr produziert mit immer kleineren Belegschaften, obwohl sich andererseits auch die absolute Anzahl der Beschäftigten weltweit stark erhöht hat. Ebenso erhöht sich auch absolut die Anzahl der Arbeitslosen. Was verwundert, wenn man nicht bedenkt, daß nur arbeitslos wird, wer auch wirklich darauf angewiesen ist zu arbeiten. Man sieht, man tanzt um vorhandenes und neu erworbenes Wissen, gerät in einen Strudel des Raisonierens, klopft mal hier und dort, sammelt kleine Stückchen, um sie zusammengefügt wieder fallenzulassen. Aus den entstehenden Scherben sieht man nun wieder folgendes. Einerseits hat sich etwas verhärtet und ist relativ beständig, als Teil eines Ganzen aber selbst nun wieder ein Ganzes für sich, als Scherbe.

Das zumindest vorerst. Denn nun wird wieder versucht, es zu verbauen, zu verfügen. Es muß sich fügen und gibt ein neues Ganzes, bis wir dies mühsam Errichtete wieder mit dem Hintern einreißen. Aber eben wieder nicht ganz, obwohl es kein Ganzes ist, sondern geteilt in viele kleine neue Ganze, die aber nun, so man von Höhe auf sie blickt, vielleicht wieder ein besseres neues Ganzes ergeben. Da sind wir dann bei den Mosaiken der alten Byzantiner gelandet.

Was wir hiermit ebenfalls als gutes Gleichnis erhalten haben ist, wie unser Denken funktioniert, wenn wir über es nachdenken und nicht an der Oberfläche und der Eindeutigkeit stehen bleiben, die ihre Klarheit nur aus ihrer Einseitigkeit bezieht. Zumindest ist dies ein erstes Resultat und wir können unseren Hintern bewegen und es einreißen, wenn es sich lohnt und dienlich sein sollte. Wir schwirren scheinbar ziellos umher und umkreisen unser unbekanntes Opfer. Ohne es zu wollen, erreichen wir ein Resultat. Aber selbstverständlich haben wir es auch gewollt und es sollte schon ein wenig Freude bereiten, sich im Kreis zu denken und doch nicht wieder dort anzukommen, wo man losgegangen ist.

So haben wir unseren, trocken gesagt, Forschungsprozeß dargestellt. Wie er funktioniert und seine Kreise zieht wie ein Tänzer, oder auch ein Torero, der mit der List der Vernunft und einer geschickten Hüfte die widerspenstigen Fragen der Wirklichkeit unter seine Kontrolle zu bringen versucht. Denn bei den

Hörnern zu packen ist er schwerlich. Noch schwerer ist es, dem Zeitgenossen klarzumachen, daß man auch die Hörner erwisch hat und nicht ins Lee re griff. Dies zeigt sich manchmal erst sehr viel später. Wenn der Stier der Verhältnisse über den einen oder anderen hinweg geschritten ist, was nicht schön aussehen muß, wie am Beispiel der Familie Romanow.

Womit wir beim Anverwandten des Forschungsprozesses angekommen wären, dem, trocken gesagt, Darstellungsprozeß. Wie sag ich's dem – oder auch dem anderen. Es ist klar, daß, wenn ich forsche und so nachdenke über das Nachdenken und die Bundesregierung als solche, für sich und für andere. Daß ich in diesem Augenblick mir selbst, oder einem imaginären Auditorium darzustellen versuche, wie die Sache funktioniert und erst einmal die richtigen Fragen zu finden sind. So ist plötzlich aus meinem Selbstgespräch ersichtlich, daß die Forschung auch zugleich eine Darstellung ist und damit auch umgekehrt. Da ich hoffentlich neue Sachen dadurch herausbekomme, daß ich sie produziere, bzw. reproduziere. Also forsche ich auch so wieder weiter.

Das Schwierige an diesem Zusammenhang ist, daß plötzlich nicht mehr ersichtlich ist, daß ich das Dargestellte auch erforscht habe, da ich ja nur die

**Warum ist eigentlich das Wort »Glücksversprechen« nicht in meiner Rechtschreibhilfe vorhanden, wohl aber das Wort »Siphon«?**

Resultate darstelle. Es sieht so aus, als würde ich die Sachen definieren und sich alles wunderbar fügen. So wie beim heute wieder modernen Siebentagesplan der Schöpfung, oder des höheren Wesens, wie man im Bible Belt neuerdings zu sagen pflegt. Die Genesis – die Entstehung – des Gedankens ist ausgelöscht und eine falsche Fertigkeit, Abgeschlossenheit drängt sich auf. Etwas, was z.B. beim Geld sehr merkwürdige Vorstel-

lungen befördert. Aber das ist eine viel später zu untersuchende Geschichte.

Auch, daß »der Mensch dem Menschen ein Wolf ist« taucht mit so präziser Gleichförmigkeit als zentrales Argument auf, daß es mich verblüfft und man unweigerlich nach des Pudels Kern fragen

**Der »Ehrliche ist der Dumme« und trotzdem werden wir peinlich zur Ehrlichkeit erzogen. Werden wir somit bewußt grundsätzlich verdummt und Mutter Theresa ist eine heilige Dummheit oder eben doch ziemlich verschlagen und räumt im Himmel so richtig ab?**

muß. Was hat es mit diesem Spruch auf sich? Er erscheint erst einmal so einsichtig, unmittelbar und unwiderlegbar, daß es einen stutzig machen sollte. Woher kommt dieses Resultat? Herr Schäuble betonte es unlängst wieder im Interview im Zusammenhang mit dem Staate und seiner Notwendigkeit. Der Mensch hat halt den Hang zum Bösen in seiner Ambivalenz, d.h., der Möglichkeit Gutes und Schlechtes zu tun. Man sieht, es ist hier keine Sophisterei, also leeres sich zu eitlen Selbstzwecke denkendes Denken, sondern schon Begründung handfester Politik im allgemeinen.

Woher kommt also einerseits das Gefühl, daß hier etwas Grundwahres ausgesprochen und andererseits, daß es irgendwie doch zu einfach und widersprüchlich ist? Wer hat denn z.B. schon in seiner Familie diese fiesen Wölfe oder in seinem Bekanntenkreis. Ja, ja, die Lacher sind auf ihrer Seite, Schwiegermutter und ähnliches. Sind es alles belächelnswerte Gutmenschen, die im Ehrenamt Menschen retten und helfen? Der »Ehrliche ist der Dumme« und trotzdem werden wir peinlich zur Ehrlichkeit erzogen. Werden wir somit bewußt grundsätzlich verdummt und Mutter Theresa ist eine heilige Dummheit oder eben doch ziemlich verschlagen und räumt im Himmel so richtig ab?

Wem nützt das Ganze? Nützt es nicht uns allen, weil doch jeder sein Auskommen hat, da sich Adam Smith's unsichtbare Hand fürsorglich verhält? Kommt da wirklich vom privaten Eigennutz der wundervoll sich fügende Gemeinnutz

für uns alle heraus, wie mir die Volkswirtschaftsleere weismachen möchte? Schafft es ein großartiger Siebentagesplan, nur etwas weiterentwickelt, daß die größten Charaktersäue das Nestchen für uns alle behaglich richten? »Wo gehobelt wird, da fallen bekanntlich Spä-

ne« und alles hat »zwei Seiten«. So gehört der Bettler einfach dazu und die vielen tausend Haushalte, denen trotz kommender Adventszeit in jeder Stadt das Lichtlein abgedreht wird. Du sollst »das Brot im Schweiß deines Angesichts« verzehren und ohne Bezahlung läuft hier gar nichts. So leben wir also in der »besten der schlechten Welten« oder der schlechten der besten Welten. Ist beides nicht das gleiche und wie es auch sei unbefriedigend aber eben unabänderlich? Wo löse ich den Coupon auf das Glücksversprechen ein, oder sind wir alle nur lausige Schmiede? Warum ist eigentlich das Wort »Glücksversprechen« nicht in meiner Rechtschreibhilfe vorhanden, wohl aber das Wort »Siphon«?

Wir enden also wie begonnen mit Fragezeichen und doch mit ein paar geistigen Schubsern, wie ich hoffe.

Der kundige Leser wird selbstverständlich den Braten gerochen haben und den toten Hund schon namentlich vor sich sehen, der meiner Darstellung und Forschung zu Grunde liegt, bzw. an ihnen schier zugrunde gegangen ist. Beides übrigens gleichzeitig und mit viel Portwein wie ich sagen hörte. An einer Klotür las ich mal »Don't mess with Hegel«. Der Unbekannte sollte zumindest meiner Meinung nach recht behalten.

Wir werden versuchen, die aufgetretenen Fragen zu ergründen und die Zusammenhänge aufzuspüren.

*Peter Heilbronn*

# Ventil e.V.

Gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

*Steigende Heizöl- und Energiekosten, Streichung von Zuschüssen für soziale Träger, wachsende soziale Kälte sowie jahreszeitlich bedingter Temperaturrückgang, teilweise sogar bis in den Minusbereich – das sind Fakten, mit denen wir uns diesen Winter auseinanderzusetzen haben. Gerade Einrichtungen, die von ausbleibenden öffentlichen Mitteln betroffen sind (Jugendklubs, Turnhallen, Frauenhäuser, Casinos), haben starke Probleme die "Hütte warm zu kriegen". Um die Not ein wenig zu lindern, startet Ventil e.V. ein bisher einzigartiges Modellprojekt: "Hartzer heizen"! Wir bringen Ihre Räume nachts auf Betriebstemperatur- durch Umleitung überflüssiger Körperwärme von Beschäftigungslosen!*



Erfolgreiches Probeheizen im Sömmerdaer Zentrum für Integration. 12 Menschen = 20 m<sup>2</sup> Haut- bzw. Heizfläche von 37° Celsius brauchten 4 Stunden, um den 30 m<sup>2</sup> großen Raum von 14° auf 22° Celsius zu erwärmen – und Spaß hat's auch gemacht!

## Sie sind:

langzeitarbeitslos (m/w), hängen gerne einfach mal mit anderen Menschen rum - auch dicht gedrängt bis in die Morgenstunden? Sie sind bereit, ihre gesamte Energie für die Erhöhung von Raumtemperaturen einzusetzen?

Dann sind Sie bei uns richtig. Bevorzugt nehmen wir auch korpulente (größere Hautoberfläche) und hyperaktive (größere Wärmeabgabe durch Bewegung) Menschen sowie junge, attraktive Frauen ab 18 Jahren, welche die Männer richtig "heiß" machen.

## Wir bieten:

für die Wintersaison attraktive 1-Euro-Jobs bei Ventil e.V. als "WärmerInnen" bzw. "Innenwärmer". Sie kommen in engen Kontakt mit anderen Menschen, können sich selbst aussuchen, womit sie die Heizzeit verbringen (z.B.: Mau-Mau, einarmiges Reißer, Partnertausch,...).

Als besonders "Bonbon" gibt es ab einer Außentemperatur von -8 Grad Celsius Glühwein Gratis!

## Interesse?

Dann gleich zu

**Ventil e.V.,  
Schlachthofstraße 33a,  
990815 Erfurt**

**"Menschliche Wärme" gegen soziale Kälte - Ventil e.V.**

# Delinquieren und davonkommen

In Deutschland scheint es kaum möglich zu sein, etwas Subversives zu tun, ohne erwischt und bestraft zu werden. Alternative Musik live hören, Auto falsch parken, Tempolimits überschreiten, politisch engagiertes Gemüse als Scheißkanzler bezeichnen, Hannoveraner als sozialdemokratische Ganoven beschimpfen, die Wahrheit in einer Zeitung schreiben, nach zehn Uhr abends in Erfurt fröhlich aussehen – das alles ist nicht nur verpönt, sondern streng verboten und wird mit Anwendung der Staatsgewalt unterdrückt.

**E**twas Unanständiges kann man trotzdem hier und dort tun ... Einige Beispiele: Man darf bestechen oder bestochen werden (als Politiker, als Polizist, als Gewerkschaftskader, als Manager eines Großkonzerns); man darf öffentliche Geldgeber bzw. naive Rentner betrügen (falls die Summe aus mehr als sechs Zahlen besteht); man darf Steuern hinterziehen (falls man zu den oben genannten Kategorien gehört); und man darf prügeln und töten (falls man Mitglied des Ventil e.V. – also Bulle oder Nazi – ist).

Das soll sogar General und Präsident Charles de Gaulle gesagt haben, als er befragt wurde, welcher Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland bestünde: »In Frankreich ist alles erlaubt, was nicht ausdrücklich verboten ist. In Deutschland ist alles verboten, was nicht ausdrücklich erlaubt ist.« Das Ergebnis: Der mittelmäßige (oops – ich meinte: durchschnittliche) deutsche Bürger beschränkt sich so weit wie möglich in seiner eigenen Freiheit und handelt nach Laune und Lust nur im betrunkenen Zustand. Kurz gesagt, die Gesetzgebung der Bundesrepublik wurde so geschrieben, wie sie ist, um die Bierindustrie zu unterstützen.

Es ist trotzdem nie genug für die Bürger. Inzwischen hat die Prangerindustrie neue Einfälle geprüft, um den Bedarf an Strafen und Bestraftwerden zu erfüllen. Es gibt kaum eine Nische des Marktes, die nicht belegt ist. Tagtäglich verfolgen Millionen Zuschauer TV-Sen-

dungen, in denen vor inszenierten Gerichten Mitmenschen ihren Ruf, ihren Stolz, ihre Würde und ihre Lebensberechtigung im Namen dieses Dranges opfern. Sie erzählen von allem, was in ihrer Existenz peinlich, grausam, ekel-erregend und elend ist: also, alles. Und wenn sie nicht genug zu erzählen haben, dann erfinden sie. Ich glaube, daß es ihnen sogar egal ist, ob sie am Ende dafür Kohle bekommen.

So weit, so schlecht. Wir (ich meine wir) sind aber ganz anders drauf. Wir möchten was Gewaltiges tun – und wir möchten davonkommen. Wir sind also das, was Regierungspräsident Silvio Berlusconi als »anarchistisches und terroristisches Aufstandsmilieu« bezeichnet. Um dabeizusein braucht es nicht viel: Marihuana zu rauchen ist nicht mal notwendig. Es ist genug, davon überzeugt zu sein (kundtun ist sowieso verboten), daß die große Ferkelei, die uns regiert, sogar schlimmer werden kann, als diejenigen, die uns in den letzten 60 Jahren regiert haben. Fühlen als Straftat, eben. Wir sind die »Verbitterten« (Stoiber), die »Schmarotzer« (Münteferring), die »Unmenschen« (Onkel Adolf und dessen Hofnarren), die »Teufelsbesessenen« (Bush), die »Partei des Hasses« (Silvio Berlusconi) und natürlich »kein FC-Bayern-Fan« (ich). Die Polizei kann mit uns machen, was sie will. Wir sind Abschaum. Und wir sind friedlich. Denn die Bullen legen sich bekanntlich nicht an mit jenen (wie den Vertretern der russischen, kosovarischen, türki-

schien, italienischen und chinesischen Mafia), die Bullenknüppel mit Messern und Faustwaffen bekämpfen.

Was tun? Etwas in Wände ritzen? Sprayer sein? Plakatieren? Flyer verteilen? Alles umsonst. Verboten, gefährlich und, vor allem am Po der Gesellschaft vorbei fliegend, belanglos. Nein, wir müssen die argwöhnische und folterlustige »Partei der Liebe« (Silvio Berlusconi) mit ihren eigenen Waffen bekämpfen. Hierbei ein paar Tips dazu.

## Kaufhallen »unterfallen«

Einige von uns haben schon mal überlegt, Waren in einer Kaufhalle zu stehen. Es gibt einige von uns, die es getan haben. Es gibt welche, die daran denken, eine Kaufhalle zu überfallen: eine Dummheit, denn man wird erwischt und gepeinigt, und viel Geld springt auf keinen Fall heraus. Nein. Viel anarchistischer ist, unseren Ökodrang mit unserem Haß auf Massenkonsum zu vereinigen – und gebrauchte, kaputte, himmelwarumstinkende Objekte in den Regalen aufzustellen. Die Sache wird erst dann strafbar, wenn ihr dabei von einem Polizisten erwischt werdet. Falls ein Mitarbeiter der Kaufhalle euch denunziert, braucht ihr nur den Sachverhalt zu negieren. Ihr habt nicht gestohlen. Man sollte beweisen, daß ihr die Gegenstände in die Kaufhalle eingeschmuggelt habt. Das ist fast unmöglich. Besonders beliebt sind alte schmutzige Socken, verwesende Lebensmittel, kleb-

rige leere Shampooflaschen. Zu billig? Schon tausendmal getan? Dann weiterlesen.

### **Bombenanschläge verhindern**

Damit haben viele italienische Polizisten vierzig Jahre lang ihr Extrabrot verdient. Man ruft die Zentrale an und meldet, daß im Morgenzug aus Neudietendorf, im Steigerwaldstadion vor dem Abpfiff gegen Carl Zeiss Jena, im Landtag vor einer Bestechungsrunde – also, in einer von jenen Angelegenheiten, in denen die entsprechenden Räume voll sind – eine Bombe explodieren wird. Aufgepaßt! Die Bombe muß WIRKLICH im Zug sein und ticken. Sonst macht ihr euch strafbar – und vor allem unbeliebt.

Wie kommt ihr legal zu einer Bombe? Entweder baut ihr eine – und im Internet gibt es Hunderte von Seiten, die erklären, wie man das macht (wollt ihr sogar eine Atombombe bauen? Dann <http://internet.ls-la.net/misc/atom-bombe.html> eintippen). Oder ihr wollt ganz sicher sein, das Gesetz auf eurer Seite zu haben, dann müßt ihr eine kaufen. Das kann man ganz legal machen, entweder über irgendwelche Fabriken in den Vereinigten Staaten oder – falls man der englischen Sprache nicht mächtig ist – über Schweizer Hersteller, wie die Firma Ruag (vgl. [www.ruag.com](http://www.ruag.com)).

Schweizer dürfen uns Waffen verkaufen, wir müssen nur ein sogenanntes »End User Certificate« (fragt Ruag, Knick Knack, sie wissen schon ...) beglaubigen lassen, das besagt, daß die Bombe nach Deutschland und nicht in irgendein Kriegsgebiet geliefert und dort eingesetzt wird – was auch stimmt. Sonst, wenn ihr Arbeitsplätze in Deutschland sichern wollt, dann kauft bitte bei der Firma Heckler & Koch (vgl. [www.heckler-koch.de](http://www.heckler-koch.de)). H&K wird offiziell irgendwoandershin liefern – und ihr bekommt das Ding unauffällig mit der Post nach Hause zugestellt.

Ich sehe schon, ihr seid sehr schlau ... doch damit würden alle wissen, daß ihr selbst die Bombe gelegt habt, oder? Dummerchen ... ihr müßt die Bombe nicht unter eurem Namen bestellen,

sondern unter jenem einer frei erfundenen Terrororganisation! Einige Beispiele: Wie wäre es mit »BVB – Bestialischer Verbrecherbund« ... Oder vielleicht besser: »CDU – Chaoten für die Drohende Unterwandlung« ... Wenn nicht sogar: »RWE – Revolutionäre Wehmutseinheit« ... Mmmh?

Habt ihr endlich die Bombe, dann müßt ihr sie legen und der Polizei ganz genau erzählen, wo und wann die Explosion stattfinden soll. Ihr werdet Helden sein, bekommt wahrscheinlich Kopfgeld, und werdet vielleicht vermeiden haben, daß unser Fußballverein gegen Carl Zeiss zu Hause verliert, daß im Landtag bzw. im Erfurter Stadtrat über Casinos, Opernhäuser, Bordellviertel, Autobahntrassen oder weitere Schandtaten entschieden (und umverteilt) wird. Ist das nicht revolutionär genug? Dann weiterlesen, bitte.

### **Unbeliebte Nachbarn denunzieren**

Daraus kann eine Vollzeitstelle werden: ihr könnt jemanden aus der Nachbarschaft nicht leiden. Nennen wir ihn fiktiv »Manfred«. Zuerst muß man Manfred nerven. Vielleicht fährt er Motorrad. Man kann ihm ein paar Mal die Luft aus den Rädern nehmen. Ein Kind muß ihn grinsend anschauen, wenn er ausrastet. Sofort fotografieren. Vielleicht hat Manfred eine gutbezahlte Stelle bei einem staatlichen Energiekonzern. Man schickt ihm eine Prostituierte ins Büro und sorgt dafür, daß jemand Bilder schießt. Vielleicht hat Manfred eine Frau. Man schreibt ihr täglich anonyme Briefe, die Andeutungen über sexuelle Perversionen des Ehemannes beinhalten – samt sorgfältig computergenerierter Bilder. Vielleicht hat er einen Kumpen, der Hündchen über alles liebt. Man überfährt das Tier mit einem Mietwagen, der genauso wie das Auto von Manfred aussieht. Das entsprechende Foto zu retuschieren ist kinderleicht.

Dann sammelt man alle diese Bilder und schreibt die wildesten Kommentare dazu. Der Phantasie sind dabei keine Grenzen gesetzt. Die Fotos müssen nur zeigen, daß unser Manfred ein schlech-

ter Mensch ist, der seine Frau hintergeht (manchmal auch mit Männern), der Gewalt gegen Kinder oder Tiere von Kindervätern ausübt, der (warum nicht) bei politischen Veranstaltungen oder Galaabenden im Kaisersaal mit Vertretern des organisierten Verbrechens verbringt. Daß er öffentliche Gelder verprasst, das könnt ihr euch sparen. Das interessiert keine Sau. Noch wichtiger: Das Ganze muß nicht der Polizei, sondern der Denunziantenstelle des Thüringischen Verfassungsschutzes zugestellt werden (vgl. [kontakt@tlfv.thueringen.de](mailto:kontakt@tlfv.thueringen.de)). Man kann persönlich das Gebäude in der Haarbergstraße 61 besuchen; dort die Abteilung »Beschaffung« suchen und die schwersterarbeiteten Ergüsse abgeben (vgl. [www.verfassungsschutz.thueringen.de/wirueberuns/beschaffung](http://www.verfassungsschutz.thueringen.de/wirueberuns/beschaffung)). Kopfgeld kassieren (steuerfrei und ohne Kürzung sonstiger Sozialleistungen – und das obwohl der mit marmeladenfleckigen Fingern erwischte Chef Helmut Roewer nicht mehr dabei ist). Alles ganz einfach. Dann warten, daß Manfred verhaftet und gefoltert wird. Ausgiebig feiern.

### **Mitglieder des organisierten Verbrechens werden**

Ich weiß, diese ist die allerbilligste Variante. Das kann inzwischen wirklich jeder. Damit wird man nicht nur Reichtum und Straffreiheit erlangen, sondern auch in die besten Stuben der Stadt eingeführt. Wie man das macht? Chinesen und Vietnamesen haben ihre entsprechenden Läden. Mit Russen und Kosovaren kommt man in Berührung durch die Technoszene. Italiener sind am Anger und am Fischmarkt bei unterschiedlichen Restaurants tagsüber zu treffen. Sonst fragt ihr einen Polizisten. Die sind lieb und gut ausgebildet und werden euch am besten beraten.

*Die Güte Üte*



**Ousmane L.,**  
Republik Kongo,  
37 Jahre,  
lebt seit neun  
Jahren in  
Deutschland,  
Sozialarbeiter,  
Fortbildung als  
ITC Consultant

**I**ch bin seit neun Jahren in Deutschland und habe schon an mehreren Orten Thüringens gewohnt. Der Anfang war schwer, denn ich durfte als Asylbewerber kein Deutsch lernen, weil ja niemand wußte, wie lange ich bleiben würde. Sieben Jahre warten, ohne Arbeit und sich schlecht unterhalten können, das macht das Leben nicht leicht. Nachts kann ich nicht so einfach weggehen. Ohne Auto ist es mir zu gefährlich. Ich traue mich dann nicht allein auf die Straße oder in die Straßenbahn

und mache deshalb mehr zu Hause mit meiner Familie oder bei meinen Freunden. Manchmal denke ich daran, in den Westen zu gehen. Aber ich mache momentan eine Ausbildung zum Computerfachmann. Hier sind die Menschen sehr zurückhaltend. Ich glaube, daß das oft auch Unsicherheit oder Angst vor den Fremden ist und nicht immer Ausländerfeindlichkeit. Ich gebe mir Mühe und versuche, den ersten Kontakt zu machen und mit den Menschen zu reden. Ich möchte ihnen eine Chance geben.

**Rosanna M.**  
Italien,  
40 Jahre,  
lebt seit 16 Jahren  
in Deutschland,  
Restauratorin für  
Wandmalerei



**A**ls Restauratorin für Wandmalerei muß ich zu meinen Objekten hingehen. Diese Beweglichkeit, die mein Beruf verlangt, fand ich schon immer faszinierend. So erlebe ich stets neue Dimensionen, ungewöhnliche Situationen und lerne immer wieder ein Stück Kultur kennen. Noch besser als im Urlaub ist es mir möglich, viel über Geschichte und Menschen zu erfahren. Diese Wanderung ins Leben empfinde ich als eine große Bereicherung. Als Ausländerin habe ich die persönliche Er-

fahrung gemacht, daß es wichtig ist, sich zu öffnen und den ersten Schritt zu machen. Mit Toleranz, Neugier und Verständnis für das Fremde, Interesse für das Land zu zeigen, das mich aufnimmt. Wenn ich mich öffne, öffnet sich auch der andere. So kann für beide Seiten ein reiches Wissen und persönliches Wachstum entstehen. Heimweh habe ich nie gehabt. Schließlich trage ich das Land, die Kultur, aus der ich komme, in mir wie einen »inneren Tempel«, der mich überall wohnen läßt.



**Khuvilai N.**  
Mongolei,  
40 Jahre,  
lebt seit 20 Jahren  
in Deutschland,  
Arzt

**A**ls sich Anfang der 90er Jahre der Rassismus in Deutschland hochschaukelte, hatten die Nazis hier viele Mitläufer. Doch die Politik hat einen gewissen Einfluß und momentan ist es besser geworden, es gibt wieder eine gute Gegenbewegung. Damals fühlte ich mich nicht sehr wohl hier, heute weiß ich, wie ich dem Ärger aus dem Weg gehen kann. Die Lebensphilosophie, die Art und Weise, sein Leben zu leben und seine Schwerpunkte zu set-

zen, ist in der Mongolei eine andere. In Deutschland ist alles viel geplanter, ordentlicher und sauberer. Ich versuche davon zu lernen und möchte die guten Seiten meiner alten Heimat mit den guten Seiten meiner neuen Heimat vereinen. Die Zufriedenheit hängt von einem selbst ab. Verlange nicht, daß sich die äußeren Dinge ändern, deine innere Einstellung muß sich ändern.

**Güldeniz C.**  
Türkei,  
34 Jahre, lebt  
seit 15 Jahren in  
Deutschland,  
Dolmetscherin



**A**ls ich vor Jahren nach Thüringen gekommen bin, war es ein regelrechter Kulturschock für mich. Ich hatte keine Arbeit und keine Freunde mehr und wollte zurück nach Kassel. Dann habe ich angefangen, in der Volkshochschule Türkisch-Kurse zu geben, und damit wurde vieles leichter für mich. Es hat mir Spaß gemacht und ich konnte viele Kontakte knüpfen. Jetzt bin ich selbstständig und arbeite als Dolmetscherin. Ich habe zwar manchmal Heimweh, aber ich kann es mir momentan nicht vor-

stellen, zurück in die Türkei zu gehen, denn hier fühle ich mich frei und integriert, manchmal auch ein bißchen deutsch. Ich habe Freunde gefunden und vieles dazugelernt. Als Frau hat man hier mehr Freiheiten als in der Türkei, und ich fühle, daß sich meine Einstellung hinsichtlich gewisser türkischer Traditionen geändert hat. Ich glaube, ich könnte vieles nicht mehr so einfach akzeptieren.



**Antal M.**  
Ungarn,  
60 Jahre,  
lebt seit 27 Jahren  
in Deutschland,  
Schweißer

**Thomas Kummerow:**  
»... angekommen«,  
Fotografien und  
Texte, 2003

*Die hier gezeigten  
Fotografien sind ein  
Auszug aus der im  
Jahre 2003 in Thürin-  
gen entstandenen  
Fotoarbeit »... ange-  
kommen«. Mit seinen  
Arbeiten dokumen-  
tiert Kummerow hier  
lebende MigrantInnen.  
Er zeigt auf undra-  
matische Weise, wie  
verschieden sie sind,  
verschieden in ihrem  
Aussehen, ihrer Her-  
kunft und ihren Tä-  
tigkeiten. Allen gleich  
ist aber, daß sie hier  
eine Heimat gefun-  
den haben, daß sie ...  
angekommen sind.*

[www.arcfoto.de](http://www.arcfoto.de)

**I**ch habe oft das Gefühl, daß viele junge Menschen mit der neuen Freiheit noch nicht richtig umgehen können. Den Lehrern in der Schule fehlt vielfach auch das Wissen und die notwendige Autorität, um ihnen dabei zu helfen. Gerade auch im Umgang und im Verhältnis zu uns ausländischen Mitbürgern fehlt ihnen die nötige Erfahrung. Da fallen viele dumme Bemerkungen. Meistens nur so nebenbei, aber ich bin sehr empfindlich ge-

worden. Man fühlt sich leicht isoliert und es gibt hier sehr wenig Entgegenkommen. Die Jugend muß die Möglichkeit bekommen, mehr von dieser Welt zu sehen, andere Menschen und auch andere Länder kennen zu lernen. Es müssen mehr Austauschprogramme unterstützt werden, da helfen keine Erzählungen. Das müssen sie am eigenen Leib erleben und dann kommt die Achtung vor anderen Menschen ganz automatisch.

ich lag quer über deinem körper  
verstreut  
du warst mein nachtlager  
aus knochen und sehnen  
mein wildsein darin  
mein sehnen  
mein ich  
die unken über uns  
hinter uns die werwölfe  
feuerbrünstig  
ich wickelte mich in deine haare ein  
das erste aus asche  
das zweite aus gold  
das dritte aus schrei  
die nacht kam  
sperrig wie eine ausgerenkte tür  
fiel hinter uns zu  
deine rippen stachen in mich hinein  
wie alte märchen

*Lula Wolf*

# Wie Jaroslav, es war ein Dienstag, mal nicht im Schach verlor

Von Lena Hammerschmidt

Jetzt sieh, wie du da rauskommst!« grinste Jiří und legte dabei seine gelben Zähne frei, die auf die 18 bis 20 Zigaretten täglich verwiesen – »18 bis 20 und keine mehr«, pflegte er zu sagen –, die er seit dem Bergwerk rauchte. Er hatte den Springer auf C6 geschoben, und seine Dame auf E2 bot Jaroslavs König nun Schach. Wollte er seinen König befreien, mußte er seine eigene Dame opfern. Wieso hatte er den Springer nicht bemerkt? Jaroslav ärgerte sich, aber alles, was er tun konnte, ohne Jiří bereits jetzt den Triumph zu gönnen, war, seine Fußzehen einzurollen. Dabei bemerkte er, daß er diese schon lange nicht geschnitten hatte, vielleicht weil es ihn daran erinnerte, daß er im letzten Jahr vier Kilo zugenommen hatte. Honza, der rothaarige Wirt der Pivnice »U Sudu« stellte gerade ein neues Bier – es war das dritte – neben ihn, was Jaroslav, seine Augen angestrengt auf das Brett gerichtet, nicht wahrnahm, doch Jiří, der noch immer grinste, dazu veranlaßte, sein eigenes Glas ein kleines Stück in die Höhe zu heben, um Honza zu zeigen, daß auch er nur noch eine kleine Neige Pils hatte. Honza nickte kurz, und konnte eine gewisse Kränkung nicht unterdrücken, denn natürlich hatte er schon längst bemerkt, daß sein Gast, sein Stammgast noch dazu, bald ein neues Bier brauchte (Was war er doch ein guter Wirt!), das er sicherlich auch schon gebracht hätte, wäre sein Sohn Petr nicht mit zwei linken Händen geschlagen und etwas geschickter beim Wechseln des Bierfassens.

Jaroslav schob die Figuren in Gedanken hin und her, verlor die Übersicht und mußte nun, plötzlich, an Marketa denken, Jiřis Marketa, – aber nein, nicht an die alte, schlaffe Frau, die sie jetzt war – an Marketa als junges Mädchen mit runden Apfelbrüsten und langen Zöpfen. Ausgerechnet jetzt, ausgerechnet jetzt mußte er an sie denken, die junge Marketa – ob er vielleicht? Nein, er wischte den Gedanken weg wie schon so oft vorher, denn es gab keinen Grund, ihm, Jiří, nach all den Jahren zu erzählen, was er, Jaroslav, damals mit seinem Mädchen gemacht hatte. Jaroslav konnte doch unter dem prallen Bierbauch nicht einmal mehr sehen, womit er Marketa mit den Apfelbrüsten soviel Freude bereitet hatte, daß sie vor Glück jauchzte, in der Scheune vom alten Černý, während Jiří, der schon drei Jahre fest mit ihr ging, als Soldat in der Schwarzen Brigade im Kohlebergwerk schuftete. Doch jetzt galt es, sich auf das Spiel zu konzentrieren, er konnte nicht schon wieder verlieren (Nicht schon wieder!); mit Regelmäßigkeit mußte er Jiřis Deckel bezahlen, weil – und das war die Regel – der Verlierer den Gewinner freihalten mußte, was oft dazu führte, daß ihm Lenka mit dem Handtuch hinterher schlug, wenn er wieder einmal betrunken und mit leerer Geldbörse aus der Pivnice nach Hause kam. Aber was sollte er tun? Es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren und doch durfte er nicht allzu lange überlegen, denn das war ein sicheres Zeichen, daß er ratlos war, und auch wenn er es nicht sehen konnte, er war

sicher, daß Jiří noch immer grinste. Er nahm einen großen Schluck Bier und griff in seine Hosentasche, um eine kleine Tüte mit Erdnüssen hervorzuziehen. Jiří begann mit dem Fuß zu wippen, ein deutliches Zeichen, daß er ungeduldig wurde, – das hatte er auch getan, bevor er seinem Schwager mit dem Spaten an den Kopf gehauen hatte, weil der seinen neuen Lada an einen Birnbaum gefahren hatte, aber dann nicht recht mit der Sprache herausrücken wollte – er wippte immer schneller, während Jaroslav sich die Nüsse in den Mund steckte, dann schob er die Tüte langsam über den Tisch zu Jiří, ohne den Blick nach oben zu wenden. Erst als Jiří – und das war im »U Sudu« noch nie passiert, obwohl dort schon viel passiert war, denn einmal hatte sich der schmale Karel einen Nagel in den Fuß getreten und ein andermal hatte die Frau vom klapprigen Jindra so sehr mit ihrem Regenschirm auf ihn eingeschlagen, daß der Schirm kaputtgegangen war – also erst als Jiří hustend und prustend wie eine Tomate anlief und mit den Armen fuchtelte, weil er sich an den Erdnüssen verschluckt hatte, sah Jaroslav auf. Sein Mund stand offen – das hatte ihm nachher bei der Beerdigung Honza gesagt, der noch herbeieilen wollte, um Jiří auf den Rücken zu klopfen – und er rührte sich nicht, bis Jiří aufhörte, nach Luft zu schnappen, mit sei-

nem massigen Körper auf das Schachbrett fiel und die letzten Figuren umriß, wobei die weiße Dame in hohem Bogen bis ans Fenster flog. Alle Gäste waren verstummt und Petr, der tollpatschige Wirtssohn, der Medizin studierte und nur in den Abendstunden in der Pivnice aushalf, rüttelte an Jiří und wollte einen Luftröhrenschnitt durchführen. Er war schon auf der Suche nach einem geeigneten Messer, als der alte Ludvik, der gewöhnlich nicht sprach, von seinem Tisch aufstand und Jiřis schlaffe Hand nahm, eine Weile nach oben blickte, als erhoffte er sich eine Eingebung der heiligen Jungfrau selbst, um dann – und er schaute jeden einzelnen der Gäste nacheinander an – nur ein Wort zu sagen, das »tot« lautete. Jaroslav, der langsam den Mund schloß und schon gar nicht mehr an die Dame und den König dachte, war sich schon in diesem Moment sicher, daß noch in vielen Jahren darüber gesprochen werden würde, wie im »U Sudu« sein bester Freund, der brummige Jiří Pokorný, ehemaliger Waldarbeiter und Patenonkel seiner drei Söhne, an seinen Erdnüssen erstickt war, nachdem er ihn schwach gesetzt hatte. Er atmete tief durch und bestellte einen Schnaps. Einen doppelten. ☒

# Hände sind Häfen

Hände sind Häfen  
Bei einander anzulegen

Meine Hände sind  
Der Anfang von mir Dahinter lebe ich

Wenn es lichtarm ist  
der Tag nicht mehr Tag  
die Nacht noch nicht Nacht  
werde ich mich verkriechen  
in deinen Körperhöhlen

Hauthüllen sind Grenzland  
Finger streunen im Sperrgebiet  
Wir sind einander Besuch

Hände sind Häfen  
Bei einander anzulegen

Wir werden suchen  
Dann streicheln  
Dann reiben immerzu

Mit Händen die wir später  
Umeinander gefaltet  
Mit uns herumtragen  
Die ungefragt an Armen stecken  
Und im selben Rhythmus pendeln

Hände die  
Des Aufbruchs träge  
Lange kein Besuch mehr sind

Hände ablegt im Umland  
Arme werden ihre Parallelität verlieren

*Katrin Merten*

# Der in der dunkelblauen Turnhose

Von Franziska Wilhelm

Seit sie denken konnte, hatte sie sich immer zu häßlichen Dingen hingezogen gefühlt. Sie mochte die tristen Wohngebiete am Stadtrand mit den grauen Hochhausblöcken, bröckelnden Fassaden und den Wäschenleinen vor den Fenstern. Immer, wenn sie an den leuchtend rotgezielten Fachwerkhäusern ihrer Stadt entlang ging, verspürte sie eine seltsame Sehnsucht nach Beton. So oft sie konnte, verreisete sie. Die Orte, die sie besuchte, waren entlegene Kleinstädte oder die Randbezirke großer Metropolen, wo die Unterkünfte billig waren und selten überfüllt. Tagsüber strich sie durch das Viertel auf der Suche nach Postkarten. Einmal fand sie eine, die über zwanzig Jahre alt war; keiner hatte sie kaufen wollen. Seit einiger Zeit machte sie auch Fotos – von ihren Herbergen, den Wohnhäusern und Trockenplätzen. Sie hatte sich eine neue Kamera gekauft. »Die macht wunderbare Naturaufnahmen«, hatte der Verkäufer gesagt.

In einer Herberge weit außerhalb der Stadt, lernte sie auch ihn kennen. Er hatte in einem braunen Sessel vor dem Fernseher gesessen und nichts weiter als eine kurze, dunkelblaue Turnhose getragen, mit einem grünen Streifen an der Seite. Hinter ihm stehend betrachtete sie sein dichtes blondes Haar, die sehnigen Unterarme und die staubgrauen Beine. Mit einem Mal drehte er sich ruckartig zu ihr um, so daß sie ein bißchen zusammenzuckte. Er schaute sie an, dann hielt er ihr, ohne ein Wort zu sagen, eine Tasse mit Sonnenblumenkernen hin. Er konnte sie öffnen und herunterschlucken ohne die Finger zu benutzen. Die Schalen spuckte er in eine zweite Tasse. Sie versuchte es ihm nachzumachen, schob sich einen der salzüberzogenen Kerne zwischen die Zähne, biß und spuckte. Die Schale blieb in ihrem Mund, der Kern fiel in die Tasse. Sie versuchte es noch ein paar Mal, aber es klappte nie. Er lachte. Es war ein offenes, freundliches Auslachen mit einem Rest Sonnenblumenkern am Zahn. Sie fühlte, wie ihre Wangen erröteten. »Komm!« sagte er in einer Sprache, die sie nicht sprach und stand auf. Er schlüpfte in seine Turnschuhe und warf sich ein T-Shirt über die Schulter, dann gingen sie zusammen die Straße hinunter, wo die Stadt in einem sandigen Fußballplatz endete. Dort wartete bereits ein anderer Junge auf sie. Er hatte langes braunes Haar und trug eine grüne Turnhose. Vor seinen Füßen lag ein Fußball, gegen den er immer wieder leicht

kickte und ihn dann mit der Ferse zurückholte.

Der Blonde deutete auf eine große Betonröhre, auf die sie sich setzen konnte, dann ging er über den Platz zu dem anderen Jungen. Sie schaute den beiden zu. Beobachtete, wie der Staub aufwirbelte, jedes Mal, wenn sie um den Ball rangen. Sie fühlte, wie die warme Abendsonne ihr über die Arme strich. Auf der anderen Seite des Fußballfeldes warfen die Hochhäuser bereits Schatten. Sie holte ihre Kamera aus der Tasche und begann zu fotografieren. Immer wieder drückte sie auf den Auslöser. Alles, was sie fotografierte, schien sich von einer auf die andere Minute zu verändern. Der Platz tauchte in ein steinernes Orange, dann in ein brennendes Rot bis er plötzlich dunkelblau war, wie die Turnhose des Blondens.

Irgendwann setzten sich die beiden zu ihr auf die Betonröhre. Der Dunkelhaarige hatte Bier besorgt und reichte ihr eine Flasche. Ihre Lippen fühlten sich trocken an. Sie nahm einen tiefen Schluck und behielt ihn ein bißchen im Mund, bevor sie ihn herunterschluckte. Der Blonde kramte eine kleine Tüte voll Sonnenblumenkernen hervor. Mit einem Augenzwinkern bot er sie ihr an, doch sie schüttelte nur den Kopf. Er ließ nicht locker. Gemeinsam mit dem Dunkelhaarigen versuchte er ihr beizubringen, wie man die Schale knackt. Man mußte erst den Kern hochkant zwischen die Zähne schieben, zubeißen und dann mit der Zunge die Hülse abtrennen und ausspucken. Bei den beiden Jungen sah es unglaublich einfach aus. Sie versuchte es. Die Hälfte der Schale landete vor ihr auf dem Boden, die andere blieb am Kern und ihrer Zunge kleben. Sie wollte sich keine Blöße geben, schluckte trotzdem, verschluckte sich, hustete und spuckte alles wieder aus. Die beiden Jungen lachten. Sie probierte es noch ein paar Mal, aber es klappte nie. Da entschied sie sich, die Kerne einfach ganz herunterzuschlucken mit der Schale. Der Blonde schüttelte nur den Kopf, dann begann er mit seinen Händen ein paar Kerne aus der Schale zu pulen und reichte sie ihr.

Als sie nach Hause gingen, waren sie ganz allein auf der Straße. Sie liefen nebeneinander, ohne ein Wort zu sagen. Der mit der grünen Turnhose hatte sich vor einer Kneipe von ihnen verabschiedet. Sie begann eine Melodie zu summen, er kickte ein kleines Steinchen vor sich her. Ein paar Mal schaffte sie es, ihm den Kiesel vor den Füßen wegzuschießen. Dabei schlug

ihr jedes Mal eine kleine Sandwelle vorn in die Sandalen. Vor der Tür der Herberge zog sie ihn an sich ran und küßte ihn. Er lachte sein Sonnenblumenkernlachen und nahm ihr Gesicht zwischen beide Hände. Unten an der Hauptstraße fuhr der letzte Bus vorbei. Sie wußte, daß es der letzte war, denn sie hatte vorgehabt, mit ihm zur Herberge zurück zu fahren. Sie legte ihre Hände um seine, die noch immer ihr Gesicht umfaßt hielten. So wollte sie mit ihm nach oben gehen, doch dann mußten sie erst die Eingangstür aufschließen. Er fand sich im Haus auch ohne Licht zurecht. Sie überlegte, wie er zu dieser Pension gehörte. Er hatte ja hier auf dem Sessel gesessen. Ob er hier arbeitete? Mit seinen Händen fragte er, ob sie Hunger hatte. Sie nickte, und er führte sie in eine kleine Küche. Er suchte ein bißchen in den Schränken und fand Brot und eine Dose mit Schmelzkäse-Ecken in Silberfolie. Er hielt ihr die Dose hin, sie fischte sich eine Ecke heraus. Plötzlich hörten sie ein Geräusch. Jemand kam die Treppe herunter. Als ob sie es vorher hundert Mal so gemacht hätten, schob er leise den Stuhl ein Stück beiseite, sie sprang unter den kleinen Küchentisch, damit er – gerade noch rechtzeitig – den Sitz wieder an seine Stelle und sich selbst davor stellen konnte.

Die Herbergsfrau kam zur Tür herein. Sie trug dreckige, samtrote Nachtpuschen und einen Morgenmantel. Die Wirtin sagte etwas zu ihm, und es klang nicht besonders freundlich. Dann gingen die Nachtpuschen auf den Tisch zu. Sie schluckte und hielt sich hinter seinen und den Stuhlbeinen die Hand vor den Mund. Doch die Herbergsfrau nahm dem Blondem nur die Dose mit den Käse-Ecken ab. Sie stellte sie in den Schrank und verließ, schläfrig vor sich hinmurmelnd, den Raum. Als sie weg war, beugte er sich zu ihr herunter um ihr unter dem Tisch hervor zu helfen. Doch sie hielt immer noch den Käse und als er ihre Hand faßte, platzte das Silberpapier zwischen ihren Handflächen, so daß ihnen die weiche Masse zwischen die Finger glitt. Er betrachtete seine Schmelzkäsehand und lachte, sie lachte auch, ein etwas vorsichtigeres Lachen, wegen der Herbergsfrau. Sie griff nach einer Serviette zum Abwischen, aber er schnalzte nur mit der Zunge und hielt ihren Arm fest. Immer noch lachend, begann er ihren Handteller abzulecken. Sie griff mit ihrer freien Hand nach

einem Stückchen Brot und schob es an seinem Zeigefinger entlang nach oben, dann steckte sie es sich in den Mund. Er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände, wie er es zuvor an der Haustür getan hatte und verschmierte dabei ihre Wangen mit Schmelzkäse. Sie wollte sich die klebrige Masse mit einer Serviette abwischen, doch da fing er schon an sie zu küssen. Er wußte, in welchem Zimmer sie untergebracht war und sie folgte ihm einfach durch den unbeleuchteten Flur. Sie gab ihm ihren Zimmerschlüssel und er öffnete. Im Dunkeln ließen sie sich auf das Bett fallen. Die Tageswärme, die noch im Raum war, legte sich wie eine schwere, filzige Decke über sie. Sie spürte seine Hand auf ihrem Schenkel und das kratzige Laken im Nacken. Sein Haar war weich. Sie küßte ihn und wischte dabei mit dem Daumen kleine Schweißtröpfchen von seinen Schläfen. Er erhob sich, um das Fenster zu öffnen, aber die Nachtluft war zu warm um Kühlung zu verschaffen. Während sie sich ihre sandigen Sandalen abstreifte und das T-Shirt auszog, überlegte sie, ob sie nicht duschen sollte, doch da war er schon, küßte sie, auf die Stirn, auf ihr Kinn und wieder auf den Mund, grub seine Arme unter ihren Rücken und legte seine eigene sandige, über die dunkle schwere Wärme des Zimmers. Sie spürte, wie sie immer weiter in die durchgelegene Matratze einsanken. Irgendwann würden sie verschwunden sein, genau wie die Sonnenblumenkerne im Mund des Blondem oder das Knattern des Mopeds, das gerade unten auf der Straße vorbei fuhr.

Als sie am Morgen aufwachte, war es noch immer dunkel im Raum. Er mußte die Vorhänge zugezogen haben. Sie tastete neben sich und fand das Bett leer. Mit Anstrengung richtete sie sich auf, ging zum Fenster und öffnete es. Sie fühlte die Nacht noch seltsam schwer an ihrem Körper hängen, jetzt bei Tageslicht kam sie ihr unwirklich und fremd vor. Verschlafen stellte sie sich unter die Dusche, doch aus dem Duschkopf tröpfelte nur ein schwaches Rinnsal. Einen Moment lang überlegte sie, ob sie die Herbergsfrau rufen sollte, doch dann erinnerte sie sich an die roten Samtpuschen und wie sie sich letzte Nacht vor ihr unter dem Küchentisch versteckt hatte und es war ihr peinlich. Heute war ohnehin ihr letzter Tag, gegen Abend würde sie schon zu Hause ein Bad nehmen können. So

gut es ging, wusch sie sich am Waschbecken, dessen Wasserhahn funktionierte, dann packte sie ihre Sachen zusammen. Sie hatte keine saubere Jeans mehr, aber es war auch egal, sie würde sich einfach schnell davonmachen und keiner würde sie sehen, auch er nicht. Mit ihrem Rucksack auf dem Rücken schlich sie die Treppe hinunter, unten stand die Herbergsmutter, die ihre Puschen gegen ein paar Sommerschuhe mit Holzsohle getauscht hatte. Die Wirtin wünschte ihr ein lautes »Guten Morgen!« Dann zeigte sie ihr den Frühstücksraum und als sie sagte, daß sie nichts essen mochte, wollte die Herbergsfrau davon nichts wissen. »Frühstück inklusive«, sagte sie, faßte mit ihrer kräftigen Hand um ihren Arm und führte sie bestimmt zu einem der Tische. Es gab Brötchen, Marmelade und Schmelzkäse-Ecken. Sie lächelte die Wirtin unsicher an und begann das Brötchen aufzuschneiden. Plötzlich sah sie ihn. Er hielt einen Wischmob und einen Eimer in der Hand. Doch noch bevor sie etwas sagen konnte, hatte ihn die Herbergsfrau mit strengem Ton aus dem Speisesaal herausgeschickt. Nur einen kleinen Blick hatte sie erhaschen können und sie war verwundert. Sein Gesicht schien ihr plötzlich jünger als gestern. Hatte sie ihn eigentlich nach seinem Alter gefragt? Vielleicht war er sogar jünger als sie.

Nach dem Frühstück zahlte sie, doch bevor ihr die Wirtin das Rückgeld herausgeben konnte, schrillte das Telefon. Die Herbergsmutter verschwand im Hinterzimmer. Kaum daß sie weg war, erschien er in der Eingangshalle. Er hielt einen kleinen Fotoapparat in der Hand und deutete ihr, sich auf den Treppenabsatz neben das Tischchen mit dem falschen Blumen-gesteck zu stellen. Sie fühlte sich unwohl von ihm fotografiert zu werden, sie war doch die Fotografin; außerdem waren ihre Haare nicht gewaschen und ihre Jeans dreckig. Er hob den Finger, drückte auf den Auslöser, dann kam er zu ihr. Mit ein paar Worten, die sie nicht verstand, stellte er sich neben sie und fotografierte sie beide mit ausgestrecktem Arm. Er trug ein Hemd und hellblaue Jeans. Es schien, als habe er sich für dieses Foto zurechtgemacht, sie fand, er sah fürchterlich aus. Kaum, daß er das zweite Bild geknipst hatte, erschien auch schon die Herbergsfrau um ihr das Rückgeld zu geben. Zwischen ihrer runden Stirn und den vollen Wangen entdeckte sie plötzlich seine Züge in ihrem Gesicht. Es war ihr vorher nicht

aufgefallen, daß sie sich ähnelten. Mit gespielter Gleichgültigkeit schnallte sie sich ihren Rucksack auf und ging zur Tür ohne sich noch einmal umzusehen.

Später im Zug versuchte sie zu lesen. Aber sie konnte sich nicht auf ihr Buch konzentrieren. Eine Weile kramte sie in ihrer Tasche, um nach ihrem alten Walkman zu suchen, dann holte sie jedoch ihre Kamera hervor. Sie begann aus dem Zugfenster heraus Fotos zu machen: Von Wiesen, Böschungen, Bahnhöfen und Straßenzügen. Immer wieder drückte sie auf den Auslöser, selbst als der Film voll war, knipste sie weiter. Irgendwann beugte sich ein alter Mann zu ihr und meinte, das Klicken der Kamera störe ihn beim Lesen. »Oh«, sagte sie und steckte die Kamera in ihre Tasche. Er schaute sie freundlich an und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. »Es ist eine Hitze in diesen Tagen und dabei haben wir schon September«, sagte er. Sie antwortete nichts, nickte nur und schaute aus dem Fenster, wo das warme Rot der Abendsonne bereits links und rechts an kleinen, spitzen Vorstadtdächern herunterfloß. ☒

# Nachts im Bösen Wolf

## (Frauen, die Jeans tragen, sind klasse!)

Von Ralf Rudolffy

In meiner persönlichen Kultstättenverordnung steht, welche Orte bei den mittlerweile seltenen Besuchen in meiner Heimatstadt auf jeden Fall aufgesucht werden müssen. Viele sind es nicht mehr; dafür werden die Ecken zahlreicher, die aufgrund eines dort in sogenannte Architektur geronnenen Menschenhasses am besten nur mit leerem Magen passiert werden wollen. Die Stadt liegt rum, als hätten Außerirdische ihren Sperrmüll abgekippt. Um so wichtiger sind Orte des Trostes und der Erbauung. Da ist beispielsweise das Apollo-Theater, mein damaliges Puschenkino in der Nachbarschaft, damals wie heute noch Garant für ein hervorragendes Kinoprogramm und essentieller Bestandteil meines seinerzeitigen Lebens. 183 aufgehobene Apollo-Abrißkarten aus der Abrißkartendruckerei Korte & Kleemeier in Vlotho legen als Bestandteil meiner Messie-Kiste heute noch Zeugnis davon ab.

Prioritärer Programmpunkt ist jedoch die Nacht im Bösen Wolf, da kann im Apollo kommen, was will. »Und der Böse Wolf«, wie meine Lieblingsspelunke und korrekter Vollständigkeit heißt, nennt sich selbst »Wirtshaus«, was mir schon wegen der ungekünstelten und altmodischen Vokabel gefällt. Denn sie läßt mit hoher Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß dort eins nicht vorzufinden ist: eine schnöseltaugliche, auf »in« gequälte Schickimicki-Gastronomie, die je nach Abgeschmack des jeweiligen Publikums unter Begriffen wie »Lounge«, »Club« oder »Bistorante« zu finden ist. Hier ist also ein ganz unpräzises Wirtshaus, das nicht mehr sein will, als es nun mal ist.

Dessen Vorgeschichte begann in einer einst beliebten Eckpinte namens »Rotkäppchen«, was, soviel muß gesagt werden, rein nichts mit der in den östlichen der Bundesländer merkwürdigerweise beliebten Sektmarke zu tun hatte – damals gab es da so was noch nicht. Eines Tages wurde das »Rotkäppchen« zum Ärger seiner Anhänger verkauft, um einer zeitgeschmackkompatiblen Tex-Mex-Kneipe Platz zu machen, die den hochoriginellen Namen »Fishers« trägt – jedoch immerhin ganz ungewöhnlicherweise ohne falsches Apostroph. Und was schnöseltauglich ist, wird bald von Schnöseln frequentiert. Das fanden Jan und Claudia als bisheriges Rotkäppchen-Gäste-Inventar auch äußerst unerfreulich. Daher gingen

sie daran, wenige hundert Meter weiter die Fortsetzung aufzumachen: Und der Böse Wolf. Nach eigener Aussage wußten Jan und Claudia nur eins: keine schwammgetünchten Wände, keine schlechte Kunst an den Wänden – keine Ethnomusik! Offenbar haben die frischgebackenen Wirtsleute so die genau richtige Diskriminante zielsicher herausgefunden, um den Laden schnöselfrei zu halten. Allem Anschein nach hat das auch sehr gut funktioniert. Höchstens ein paar blasierete Studenten verirren sich hinein, die auch beim abendlichen Zug durch die Gemeinde blasierete Studenten bleiben, die denken, daß das, was sie für Leben halten, erst mit dem Diplom beginnt, für sie in Wahrheit aber schon längst vorher vorbei ist. So wehen zuweile vom Nebentisch unanständige Wörter herüber wie »Prüfungsausschuß« oder »Seminararbeit«. Doch sogleich werden sie von der meistens sehr guten Musik, die im Wolf läuft, übertönt.

Um die Atmosphäre im Bösen Wolf zu beschreiben, werde ich keinesfalls zu hülsenfruchtigen Klischee-Vokabeln wie »erdig« oder »authentisch« greifen – es könnte ja Schnöselpublikum anlocken, das genau so etwas im insgeheimen Wissen um die eigenen Defizite attraktiv findet. Vielmehr ist sie ganz einfach dies: ungezwungen und unverkrampft. Angerebtheit und Großkotzigkeit haben hier keinen Bestand und es passiert das, was ihre habituellen Anwender am meisten fürchten: die Luft geht raus wie aus einem Gummiboot unter MG-Beschuß. Für was für einen tollen Kerl sich einer hält, das will hier kein Mensch wissen. Und so soll es sein.

»Wollen wir schon mal gleich Karten fürs Apollo holen?« fragt Freund Ingo, mit dem ich mich auf dem Weg in den Wolf aufgemacht habe. Wir hatten erwogen, um elf noch in die Spätvorstellung zu gehen. Nein, das wäre ein Fehler, bloß nichts festlegen, wer weiß, was der Abend noch bereithält.

Wir betreten die Wirtsstube, die erwartungsgemäß schon knüppeldick gefüllt ist und die Luft schon so, daß die Sicht durch den Raum infolge heftiger Tabakemission empfindlich eingeschränkt ist – also alles so, ganz wie es sich gehört. Ich sehe sie und stehe in Flammen. Zusammen mit ein paar anderen umlagert sie den Billardtisch, den sie souverän beherrscht. Allein die Geste, mit der sie sich eine Strähne aus dem Gesicht streicht oder ihre Hände an ihrer alten, abge-

wetzten Jeans abwischt, verleiht dem Wort »cool« eine neue Bedeutung. Und zwar eben nicht die, die es für mentalinvalide Jugendliche hat, die bemüht und verkrampft auf von der Welt gelangweilt und auf abgeklärt machen, um, wie sie meinen, »cool« zu sein und es unter anderem deswegen selbstverständlich nicht sind; die sich womöglich noch einen gestrickten Eierwärmer über die Omme bis haarscharf oberhalb der Augen stülpen, unter dessen Rand sie dann möglichst finster in die Welt gucken – mit einem Gesichtsausdruck, den sie sich von den jeweils bevorzugten, schwarzen wie weißen Rap-Negern oder auch den Fittis in der GEZ-Werbung abguckelt und ausgiebig vor dem Spiegel geübt haben müssen – weil es, wie sie meinen, »cool« ist, als bundesdeutsches Wohlstandskind so auszusehen wie ein Unterprivilegiertes aus der Bronx. Nein, nichts dergleichen. Bei ihr bedeutet es nur eins: ungeniert, locker und ohne die geringste Anwandlung, als etwas erscheinend zu wollen, was sie nicht ohnehin und voller Selbstverständlichkeit schon ist.

Klammer auf: überhaupt, Frauen, die Jeans tragen, sind Klasse. In ihnen vereinen sich Weltzugewandtheit, Stil und Lässigkeit auf die denkbar erotischste Weise. Selbstverständlich meine ich nicht die neuesten Hervorbringungen von Miß Sixty, H&M undsoweiter, fabrikmäßig ausgebleicht und abgewetzt, nein – sondern das schlichte blaue klassische Modell, dessen Abgewetztheit und Löchrigkeit nicht der eingebildeten Kreativität eines Modedesigners entspringen, sondern vielmehr Zeugen jahrelangen Tragens sind. Da können Minirock oder Nylons doch gleich zuhause bleiben. Klammer zu.

Flugs hat sie »Ralf« und »Ingo« mit an die Tafel geschrieben, auf der die Reihenfolge am Billardtisch steht. Sie heißt Katja.

Klöck – klöck – klöck machen die Kugeln, aber wollen partout nicht weniger werden. »Sag mal, du spielst doch nicht etwa absichtlich so schlecht, oder?« will Katja wissen, amüsiert über mein wirklich desaströses Spielergebnis, während sie sich ein Flüppchen anglimmt. »Was, nö, wieso?« frage ich etwas verdattert zurück, gebe dann aber doch zu bedenken, daß ich das vielleicht mal versuchen sollte, vielleicht spielte ich dann ja gerade deswegen besser. »Weil nämlich Colorado, dieser Arsch – sagt der doch zu mir, er läßt mich absichtlich gewinnen! Pff!« Ich peile rüber zu dem Arsch, der hier offen-

bar als Colorado bekannt ist und nicht weiß, daß derartige Versuche von Schleimerei und öligen Charmes an jemanden wie Katja verschwendet sein würden. Nein, das funktioniert hier nicht. Nicht im Bösen Wolf.

Die Getränkelogistik funktioniert dafür hervorragend. Keine Minute vergeht, bis ich wieder ein gefülltes Glas in der Hand habe, nachdem ich danach verlangte. Das allerdings erweist sich als Nachteil, denn mittlerweile hat mich Katja zum Krökeln überredet, womit unter Einheimischen das Tischfußballspiel gemeint ist. Nach dem inzwischen fünften Glas Kilkeny ist meine Reaktionsfähigkeit allerdings schon empfindlich eingeschränkt und genügt bei weitem nicht mehr dem, was als Mindestanforderung eigentlich zum Krökeln erforderlich wäre. Jedesmal, wenn Katja den Ball durch die Einwurfoffnung aufs Spielfeld pustet, kann ich davon ausgehen, daß er sich schon Sekunden später in meinem Tor wiederfinden wird. So schnell kann ich gar nicht gucken, so schnell geht das. Aber das ist egal, es geht nicht darum, Erfolg zu haben, sondern Spaß am Zauber des Augenblicks. Außerdem kommt als wie immer zuverlässiger Trost gerade die versoffene Stimme von Shane MacGowan durch den Lautsprecher und singt »A Rainy Night in Soho«. Und wenn auch noch Dover käme, wäre der Abend perfekt, sinniere ich vor mich hin. »Warts ab«, meint Katja, »kommt bestimmt auch noch.« Und tatsächlich, schon bald darauf flutet der anbetungswürdige Gesang von Cristina Llanos den Raum und erinnert daran, was die Welt im Bösen Wolf und im allgemeinen in Drehung erhält:

I rather be dead  
Than being so lame  
It's better to burn  
Than to fade away.

Ins Apollo sind wir dann übrigens doch nicht mehr gegangen. ☒

# Im Regen

Von Till Bender

**E**IN NEGER MIT GAZELLE ZAGT IM REGEN NIE. Und weil's ja ein Palindrom ist, gleich noch mal rückwärts: **E**IN NEGER MI TGAZ ELLEZAG TIM REGEN NIE. Gar keine Frage, rein sprachlich gesehen ein fabelhafter Leckerbissen.

Inhaltlich gibt der Satz weniger her: Eine sehr allgemein gehaltene These wird da vor uns hingehauen, jede Spur von Beleg oder Begründung für den behaupteten Verhalt fehlt, welche Rolle das Tier für die Unverzagtheit des Menschen spielt, bleibt völlig dunkel, dafür klingt eine ordentliche Portion Machismo durch.

Außerdem sagt man nicht »Neger«. Da sind sich schon lange viele einig, und sie bemühen sich, wenn sie von den Leuten reden wollen, die man nicht »Neger« nennt, redlich um Ausdrücke, die jeden, der jemanden sie verwenden hört, schleunig über den reimend denken lassen soll: Nein, das ist kein Rassist.

Die Resultate dieser Bemühungen sind hinlänglich bekannt: Die Rede ist dann vom Schwarzen, vom Farbigen, vom afro-amerikanischen Gentleman. Gerne wird dabei übersehen, daß Leute, die man nicht »Neger« nennt, gar nicht schwarz, daß hingegen eigentlich so gut wie alle Leute auf der Welt irgendwie farbig, und daß viele der vermeintlichen afro-amerikanischen Gentlemen zwar vielleicht durchaus Gentlemen, aber weder Afrikaner noch Amerikaner sind. Und eine Menge Afrikaner sehen nicht im Entferntesten aus wie die Leute, die man nicht »Neger« nennt.

All diese kategorialen Ungereimtheiten halten den anständigen Bürger keineswegs davon ab, mit großer Wachsamkeit auf die angemessene Bezeichnung für eine ihm anscheinend sehr wichtige Sache zu achten: die Zugehörigkeit seiner Mitmenschen zu einer der zur Auswahl bereitliegenden Menschenrassen.

Und wer sich so ins Zeug legt, wird es gar nicht gerne hören, daß er sein Projekt getrost als geplatzt betrachten kann.

Ist aber trotzdem so. Menschenrassen gibt es nicht. Menschen sehen unterschiedlich aus, haben unterschiedliche Nasen, Haare, Hände, Füße usf. Meistens sehen sie ein bißchen ihren Eltern ähnlich. Die Konstruktion von Menschenrassen ist Ideologie. Man braucht sie, um manche Menschen zu AN-

DEREN zu erklären, die nicht zu UNS gehören, damit es leichter fällt, sie den eigenen Interessen zu unterwerfen.

Wo es aber keine Kategorien gibt, kann man auch niemanden einer Kategorie zuordnen. Das läuft den herrschenden Denkgewohnheiten natürlich ziemlich zuwider. Man hat es doch so gelernt – es gibt den weißen Mann, den schwarzen, den roten und gelben Mann und eine Menge Mischlinge (wer nicht Rassist sein will, fügt noch ganz schnell hinzu: ... und die sind alle gleich viel wert).

Die Existenz eines breiten Spektrums unterschiedlicher Hautfarbenschattierung will auch keiner bestreiten. Nur sind die keineswegs Hinweis auf unterschiedliche Rassen.

Ein Teil der menschlichen Gene variiert in der Tat. Die größeren genetischen Differenzen zwischen Menschen finden jedoch keine Entsprechung in den größeren morphologischen Differenzen oder gar geographischen Distanzen: Mein Nachbar, der mir recht ähnlich sieht und dessen Familie schon seit Generationen in der Nähe meiner Familie wohnt, kann durchaus den meinen viel unähnlichere Gene haben als einer, der mit mir äußerlich überhaupt nicht zu verwechseln ist und dessen Familie seit Generationen im brasilianischen Regenwald lebt.

Mit der Streichung des Hirngespinstes menschlicher Rassen wird keine bislang stabile Größe abgeschafft. Die Zahl der behaupteten Rassen war im Laufe der Rassismus-Geschichte beträchtlichen Schwankungen unterworfen; bei Kategorisierungen, die jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehren, darf das eigentlich auch nicht weiter überraschen. Der eine will eine Unterscheidung zwischen irgendwie mehr schwarz-afrikanischen und irgendwie ganz anderen arabischen Menschen, die ja auch in Afrika leben, aber seiner Ansicht nach trotzdem nicht Afrikaner genannt werden sollten, ein anderer meint, große Ähnlichkeiten zwischen den Menschen im hohen Norden Amerikas und im hohen Norden Asiens festzustellen, und teilfusioniert daraufhin die Gelben mit den Roten und ein dritter fordert angesichts eines »typischen«, »echten« Ire, Spaniers und Schweden, daß auch innerhalb der weißen Rasse Europas noch mal kräftig rassistisch unterschieden gehört. Dafür muß man allerdings erst mal wissen, was genau ein »typischer«, »echter« Ire ist. Rothaarig? Trinkfreudig?

Dem Lied und der Lyrik so wenig abgeneigt wie der Rauferei?  
So in der Richtung.

Und hiermit wären ganz sanft und unauffällig zwei Schwellen genommen: erstens die zwischen angeblichen körperlichen Merkmalen und angeblichen Wesenszügen bestimmter Rassen, zweitens die zwischen den Irrtümern des Rassismus und denen des Nationalismus, denn Ire sein bedeutet Bürger des Staates Irland bzw. des Vereinigten Königreichs sein. Davon irgendetwas anderes abzuleiten als die Tatsache, daß der betreffende Mensch einen entsprechenden Paß – mit den jeweiligen staatsrechtlichen Konsequenzen – in der Schublade liegen hat, fällt unter nationalistische Ideologie.

Wie rassistisches Denken nicht erst dort beginnt, wo einer sagt: Meine Rasse ist die beste!, sondern bereits dort, wo Menschen rassistisch sortiert werden, beginnt der Nationalismus nicht erst dort, wo es heißt: Deutschland über alles!, sondern beispielsweise dort, wo sich einer zum »Frankreich-Fan« erklärt (als wäre Frankreich eine geschlossene Einheit, mit der man grundsätzlich einverstanden oder uneinverstanden sein kann).

Oder dort, wo sich ein Deutscher für das Treiben anderer Deutscher vor einem Asylbewerber-Heim oder am Strand einer so genannten Urlaubsinsel schämt. Er kennt diese Leute nicht, hat sie nicht zu ihrem Tun motiviert, verhält sich selber ganz anders als sie, empfindet sich eigentlich in totaler Opposition zu ihnen, hat sich aber so sehr an eine Denke gewöhnt, nach der das Band des gemeinsamen Deutschseins stärker ist als die empfundene Opposition, daß er sich dann doch wieder eindeutig als einer von ihnen fühlt. Das ist die Voraussetzung für die Scham. Würde vor dem Heim oder am Strand ein Italiener randalieren, wäre der eben noch beschämte Deutsche nur noch wütend.

Oder da, wo gefordert wird: Mit Deutschland muß es wieder aufwärtsgehen, zum Wohle Deutschlands, denn Deutschland gehört an die Spitze.

Also, ganz nach oben.

Also doch über alles, oder wie? ☒

# Sie haben einen 14-Stunden-Arbeitstag?

... und müssen sogar Ihre Lebensmittel  
manchmal an der Tanke kaufen?

Dann ist unser hEFt-Abo genau das Richtige für Sie! Sie bekommen die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Zwei Möglichkeiten stehen Ihnen dabei zur Verfügung:

- **Normal-Abo:** 10 Euro
  - **Förder-Abo:** 20 Euro
- } für 4 Ausgaben

Das Abo ist nach Info und Überweisung auf unser Konto (siehe Impressum) aktiviert und wird nicht automatisch verlängert.



**Damit Sie Ihren Feierabend  
das nächste Mal richtig  
genießen können!**

**Das nächste hEFt-Heft erscheint am 31. März 2005**

(hEFt-reliest-Party am 30. März!)

Redaktionsschluß/ Anzeigenschluß: 05. März

Kontakt: [heft@kulturrausch.net](mailto:heft@kulturrausch.net)

**hEFt im Netz: [www.kulturrausch.net](http://www.kulturrausch.net)**

## Das hEFt sucht



## VERBÜNDETE!

Damit das hEFt vierteljährlich erscheinen kann, brauchen wir Ihre/Eure Unterstützung!

Es gibt zwei Fördermöglichkeiten:

- a) **ANZEIGEN** Größe 8,6 x 5,5 cm (einfach) oder 17,7 x 5,5 cm (doppelt) – hoch oder quer
- b) **SPENDEN** Sie spenden dem Kulturrausch Betrag X und bekommen dafür eine Spendenquittung und eine entsprechende Danksagung im Heft.

**Ihre Vorteile liegen auf der Hand:**

- 1) Ein Platz im hEFt ist Ihnen sicher!  
Und: Das hEFt wandert durch Erfurter Hände und wird besonders intensiv gelesen.
- 2) Das hEFt liegt exklusiv in Ihrem Laden/Ihrer Kneipe oder Firma aus!
- 3) Sie haben eine gute Tat vollbracht und stärken die gebeutelte Erfurter Kultur!

**Möchten Sie das hEFt unterstützen?**

**Dann melden Sie sich unter:**  
[heft@kulturrausch.net](mailto:heft@kulturrausch.net)

AUTOR/INNENVERZEICHNIS: AUTOR/INNENVERZEICHNIS: ANNEMARIE FREY, Jg. 1975, Erfurt | DAG SCHÖLPER, Jg. 1977, Politologin, lebt und promoviert in Berlin zum Thema Jugendamt zwischen Geschlechter- und Familienpolitik, ist engagiert im Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse | DANIEL TANNER, Jg. 1972, Erfurt | DIE GÜTE ÜTE ist Regierungspräsidentenberaterin von Takatukaland und wurde dementsprechend als billige und allzuschlaue Arbeitskraft von der SPD auf Bundes- und von der CDU auf Landesebene eingekauft. Sie analysiert Probleme und findet vernünftige Lösungen, CDU und SPD entscheiden sich pragmatisch für das Gegenteil. Sie schreibt aus Verbitterung. | FRANK DIEHN, Jg. 1976, quErfurt, f0todEsiGn & gRafik, [www.frankon.de](http://www.frankon.de) | FRANK LIPSCHIK, arbeitet im Erfurter EQUAL-Projekt 'Arbeit und Bildung International' zur beruflichen Qualifizierung von Asylsuchenden und jüdischen Zuwanderern | FRANZISKA WILHELM, Jg. 1981, studiert und lebt derzeit in Leipzig | INGA HETTSTEDT, Jg. 1978, Studium Politik, Psychologie und Publizistik in Dresden, Mainz und London, freie Mitarbeiterin TA und Artus Atelier, Erfurt | KATJA ELLGUTH, Jg. 1974, Aufgewachsen in Dresden, ab 1994 in Erfurt, Dipl. Sozialpädagogin | KATRIN MERTEN, Jg. 1982, lebte in Bad Berka und Erfurt, jetzt studiert sie in Leipzig, Veröffentlichungen in junge welt u.a. | KERSTIN KÖHLER, Verlegerin KöPa-Verlag Erfurt | LARS OVERMAAS, Fliegender Holländer | LENA HAMMERSCHMIDT, Jg. 1982, beheimatet in Judenbach (b. Sonneberg), zur Zeit wohnhaft und studierend in Leipzig | LULA WOLF, geb. 1975 auf der Isle of Skye, seit einigen Jahren in Erfurt, freischaffende Autorin und Fotografin, aus dem Englischen von Paulina Schulz. | MATTHIAS HOHMANN, Grafiker, Sömmerda, [www.g-stalterei.de](http://www.g-stalterei.de) | PAOLO FUSI (47) ist in Rom entworfen, in Zürich produziert und in Erfurt fertiggestellt worden. Große Klappe, riesen Musiksammlung, geringe Überlebenschance in der neuen Zeit. Er glaubt an den mythischen Francesco Totti und noch mehr daran, daß die Mutter der Idioten immer schwanger ist. Sonst geht es ihm gut. | PETER HEILBRONN, widerstrebender – zum Scheitern Getriebener, ist bei Bebra | RALF RUDOLFF, Aus dem Grünkohlhand zugereister Bratwurst- und Brätelgourmet | STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter | STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Fotografin und Illustratorin, Erfurt | SVEN GATTER, Jg. 1978, geb. in Halle/Saale, lebt und studiert in Erfurt | THOMAS KUMMEROW, Jg. 1959, studierte Foto- und Filmdesign an der Fachhochschule Bielefeld. Nachdem er mehrere Jahre in Erfurt wohnte, lebt und arbeitet er nun in Istanbul. [www.arcfoto.de](http://www.arcfoto.de) | TILL BENDER, freier Autor, Bremen | ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt, Weimar, [www.el-egoiste.de](http://www.el-egoiste.de)